

Werk

Titel: Magazin der neuern französischen Literatur; Magazin der neuern französischen Literatur

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionsschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556507851_0001

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851_0001

LOG Id: LOG_0097

LOG Titel: Auszüge

LOG Typ: periodical_part

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556507851

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556507851>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



Magazin

der

neuern französischen Litteratur.

Fünftes Stück.

Auszüge.

I.

L'Observateur anglois etc. Tome troisieme.

Dieser dritte Band enthält 21 Briefe, die folgendes Inhalts sind: 1) Ueber M. de Guikert, und über seine Cometable de Bourbon, ein Trauerspiel von diesem Verfasser. 2) Ueber den Plan des Herrn Grafen von Saint-Germain, und über die neuen Ordonanzen, den Krieg betreffend. 3) Ueber die Frau Gräfinn Dubarri Merkwürdiger Selbstmord. 4) Vom Abbé de Voisenon; von seiner sonderbaren Stiefschwester, einer großen Virtuossinn, der man glauben machte, man habe sie zur Präsidentinn über das Collegium der Medicin ernannt, da sie für diese Wissenschaft einen außerordentlichen Geschmack hatte. Vom Herzog von

M. S. L. 80. Bb Saint-

Saint-Nignan. Einige litterarische und andere Anekdoten. 5) Ueber das Haus der Madame Gourdan. Leichenebe der Madame Justine, Paris, gehalten den 24. Nov. 1773 von Madame Gourdan. 6) Ueber die Insurgenten. 7) Fortsetzung des Vorigen. 8) Aufnahme des Herrn de Boisgelin, Erzbischofs von Air, in die Academie françoise. 9) Parlamentssession vom 12. März 1776; hier ist vorzüglich vom Abbe' Lürgot die Rede. 10) Ueber das Jubiläum. 11) Ueber Freron. 12) Ueber die Insel Noirmoutier. 13) Schreiben an die Verläumder der Philosophie. 14) Ueber die Opera. Zuignungsschrift an eine berühmte Courtisane. 15) Retraite des Herrn Lürgot und des Herrn de Malesherbes. 16) Ueber eine sonderbare Bittschrift an den König von den versprochenen Mitgliedern des Parlaments von Navarr. 17) Betrachtungen einer Magistratsperson über diese Bittschrift. 18) Erfolg der neuen Ordonnanzen des Herrn Grafen von Saint-Germain. 19) Ueber den nämlichen Gegenstand. 20) Noch über den nämlichen Gegenstand. 21) Ueber Herrn Lürgot. Ein apologetisches Werk dieses Ministers.

Ich wähle hieraus für meine Leser den Brief über Freron. „Freron war 1719 geboren: er hatte die Narrheit sich von zu nennen. Man gestand ihm aber nur zu, daß er aus einer guten bürgerlichen Familie sey. Man sagt, daß er durch seine Mutter mit dem Namen de Malesherbes in Verwandtschaft stand, ein kostbarer Titel für einen Schriftsteller als Adelsbriefe. Von Quimper in Bretagne hatte er die Rute, wenn er in seinen Blättern von diesem Theil des Königreichs redete, immer eine Provinz zu sagen, nach Art eines großen Herrn, die sich für einen Journalisten nicht schickt, und die man ihm mit Recht vorgeworfen. Er war frühzeitig in die Gesellschaft Jesu getreten, trat aber am Ende einiger Monate wieder aus derselben heraus. Zufolge einer Bemerkung,

merkung, die für diesen Orden eben so rühmlich ist, als für seinen Eleven, blieb er ihm immer ergeben: es bestand sich kein Schriftsteller unter den Jesuiten, der nicht ein Recht auf sein Lob gehabt hätte. Es ist wahr, die Politik konnte sich so wohl in sein Betragen mischen als die Erkenntlichkeit.“

Unter der beträchtlichen Anzahl von Mitgliedern, welche die Gesellschaft verließen, sah man nicht viele, die gleich ihre grobe Ordens Kutte mit einem Stüberkleide vertauschten: sie blieben einige Zeit in der Tracht der Abbe's, um sich nur nach und nach an die Gewohnheiten der Welt zu gewöhnen. Und so kam Freron, der anfangs unter dem Namen des Abbe' Freron bekannt war, nach Paris. Er hielt sich an den Abbe' Desfontaines, einen andern Exjesuiten, welcher fliegende Blätter herausgab. Hier stand er seine Lehrzeit aus, und schwang sich endlich durch die Ankündigung einer glänzenden Correspondenz empor, welche den Titel führt: *Lettres de Mad. la Comtesse de *** sur quelques ecrits modernes 1746*. Hier auf legte er den geistlichen Kragen ab, und betitelte sich Chevalier, um sich einen Ton zu geben, wie viele Provinzialen zu thun pflegen, die sich in der Hauptstadt damit zu empfehlen glauben. Als ihm diese jugendliche Eitelkeit vergangen war, ward er wieder ein guter ehrlicher Mann, und war nichts mehr als M. Freron oder Freron schlechweg; denn er duktte gern, und verfiel in den ganz entgegengesetzten Fehler, sich gar zu gemein zu machen. Als er durch verschiedene Zwistigkeiten und Unruhen, welche diese Arten von Journalisten oft erfahren, genöthigt war, seine ersten Blätter zu unterbrechen, so ergriff er die Parthey, sich ansehnliche Stützen zu suchen, die ihn vor den Ungewittern, die er etwa zu erfahren gehabt hätte, zu schützen vermöchten. Er fand in dem König Stanislaus einen Beschützer, und solalich in seiner erlauchten Tochter, der Königin von Frankreich, eine Beschütze-

rinn. Seine Blätter bekamen wieder Stärke, nebst einer simplern Ankündigung — Lettres sur quelques ecrits de ce tems. 1749. Indem er sich aber unter diesen doppelten Schild begab, so gieng er die Verbindlichkeit ein, sich durch verdächtige Verbindungen mit der Ekke der Philosophen, welche Consistenz zu fassen schien, desselben nicht unwürdig zu machen, sondern ihre Werke aus allen Kräften zu beschden, oder sie wenigstens ins lächerliche zu drehen, wenn er sie nicht verkleinern oder in Staub treten könnte. Doch kündigte er sich nicht mit so drohendem Gewicht an. Sein Vorbericht, den ich hier beyfüge, war von einer ganz neuen Gattung.

„Die Kritik erschien mir neulich im Traume, von einer Menge Poeten, Rednern, Geschichtschreibern und Romanzendichtern umgeben. Ich erblickte in einer ihrer Hände ein Bündel Spieße, in der andern einige Lorbeerzweige. Ihr Anblick, weit entfernt Furcht einzusößen, floßte den unwissenden Liebhabern der gelehrten Schweßtern Zuversicht ein. Sie unterstunden sich, sie mit starrem Auge anzusehen, und schienen sie zum Unwillen aufzufordern. Die erzürnte Göttinn ließ einen Hagel von Pfeilen auf sie regnen. Einige Schriftsteller, deren Bescheidenheit ihren Talenten noch höhern Werth gab, erhielten Kronen; viele empfingen zugleich Belohnungen und Dichtungen. Dieses Gesicht hat mir den Gedanken zu diesen Briefen eingegeben, wo Lob und Tadel gleich vertheilt werden sollen, u. s. w.“

Dieser bescheidene und höfliche Ton war nichts als eine Kunst, sich in der litterarischen Welt einzuschmeicheln, und sich mit den Lesern auszusöhnen. Aber der Journalist wußte zu gut, daß er etwas anlockenderes und anzüglicheres nöthig hätte, um sie sich zu erhalten. Er hatte schon verschiedene Charaktere von Reprobation, die ihn dem M. de Voltaire verächtlich machen mußten; er war Jesuit

Jesuit gewesen; er hatte seine ersten Feldzüge unter seinem grausamsten Feinde verrichtet; er kündigte sich als ein religiöser, antiphilosophischer Schriftsteller an. Mehr bedarf es nicht, um zu urtheilen, was zu diesem Krieg, den sich diese beyden Männer einander erklärt, habe Gelegenheit geben können. Wer der angreifende Theil gewesen, ist schwer zu entscheiden. Indessen könnte man werten, daß es Freron nicht ist; denn man sieht in seinen ersten Versuchen eine Ehrfurcht gegen diesen großen Dichter, die ihm hätte genug seyn können, wenn er nicht eine exclusive Bewunderung gewünscht hätte. Man muß also glauben, daß dieser, da er sich vom Journalisten nicht genug gelobt fand, und die leichteste Kritik nicht ertragen konnte, die ersten Feindseligkeiten zu äußern anfieng. Dieß erhellt wenigstens aus vielen verworrenen, dunkeln, widersprechenden und ungewissen Anekdoten hierüber. Deswegen halte ich mich nicht da:en auf. So viel ist gewiß, daß Freron, als er einmal diese Ausfälle angefangen hatte, keinen Waffenstillstand, keinen Vergleich eingehen wollte. Er wußte wohl, zufolge eines politischen Grundsatzes, den man hier ohne eine lächerliche Emphasis anwenden könnte, daß ein Unterthan, der einmal den Degen wider seinen Regenten gezogen, ihn nie in die Scheide stecken muß. Der Journalist empfand in der That gar bald, was für ein ihm überlegenes Ansehen sein mächtiger Gegner habe, durch die Unterbrechung seiner Blätter, die am Ende von zwey Jahren wegen einer sehr ungerechten Sache erfolgte. Man las in einem Briefe von Freron (Erster Brief des sechsten Theils 1752.) folgendes Gemälde.

.. Wenn es unter uns einen Schriftsteller gäbe, der den Ruhm leidenschaftlich liebt, und sich in den Mitteln, sich solchen zu erwerben, oft betröge; der in einigen seiner Schriften erhaben, in seinem ganzen Verhalten kriechend wäre; der bisweilen so glücklich wäre, große Leidenschaft-

ten zu schildern, ob er sich schon immer mit kleinen beschäftigt; der zwischen den Gelehrten unaufhörlich Einigkeit und Gleichheit empföhle, und der, indem er nach der unumschränkten Gewalt des Parnasses trachtete, eben so wenig als der Türke dulden würde, daß einer seiner Brüder den Thron mit ihm theile; dessen Feder nichts als Unschuld und Rechtschaffenheit athmete, und der unaufhörlich der Redlichkeit Faltstricke zu legen suchte; der seine Glaubensmeinung nach Zeit und Ort abänderte, zu London Independent, zu Paris katholisch, in Australien devot, in Deutschland tolerant wäre: wenn, sag' ich, das Vaterland einen Schriftsteller von solchem Charakter hervorgebracht hätte, so bin ich versichert, daß man, in Rücksicht auf seine Talente, gegen die Verirrungen seines Geistes und die Fehler seines Herzens nachsichtsvoll seyn würde.“

Voltaire war darin weder genannt noch personalificirt. Die Bosheit war um desto größer, da man nicht annehmen konnte, daß ihn der Maler im Augenmerk gehabt, ob man gleich gestehen mußte, daß das Gemälde auf ihn passe. Er gestand einigermaßen diese Nehsüchtheit gerne, weil es seiner Rache Vergnügen machte. Da er nicht in Paris war, so setzte er die Madame Denis, seine Nichte, in Bewegung, und erhielt einen Theil von der Rache, die er wünschte. Aber es entstand daraus ein Epigramm, das noch beißender ist, als jene Stelle.

La larme à l'oeil, la Niece d'Arouet
 Se complaignoit au surveillant Malherbe
 Que l'Ecrivain neveu du grand Malherbe
 Sur notre Epique oût lever le fouet.
 Souffrirez-vous, disoit-elle à l'Edile,
 Que chaque mois ce Critique enragé
 Sur mon pouvre oncle à tous propos distile
 Le fiel piquant dont son coeur est gorgé?

Mais

Mais, dit le Chef de notre Librairie,
 Notre Aristarque a point de fantaisie
 Ce monstre en l'air! votre erreur est extrême,
 Reprend la Niece: Eh! Monseigneur, lisez:
 Ce monstre-là c'est mon oncle lui-même!

Nach einem halben Jahr hatte Freron die Freyheit, die Feder wieder zu ergreifen, und wenn man einem Aufsatz, der damals erschien, Glauben beymessen darf, so hatte er diese Freyheit dem Mr. de Voltaire selbst zu verdanken. Das rechtfertigt das, was ich weiter oben gesagt habe; Freron ließ sich von einer solchen Großmuth nicht hintergehen, und von seinem ersten Blatt an stichelte er von neuem auf diesen hämischen Wohlthäter.

Um nicht zu viel Nachbegierde in diesen Zänkereyen zu lassen, und um in seinen Bosheiten abzuwechseln, verwickelte er die meisten Partheygänger seines Gegners mit darein: besonders verschafften die Encyclopädisten, von welchen Voltaire das Oberhaupt war, seinen Verhöhnungen sehr glänzende Opfer, theils weil sich viel berühmte Personen drunter befanden, theils weil er ihnen viel Lächerliches andichtete. Zur Vergeltung haben dann diese, dreßzig Jahre lang, während welchen dieser Journalist geschrieben, unaufhörlich seine Blätter verschrien, und blindlings hergerachtermaassen fort gesucht, sie zu unterdrücken. Es ist unbegreiflich, bis zu welchem Grad der Verfolgung sie sich wider ihn aufgelehnt haben. Ich will mich nicht in das Umständliche dieser geheimen Triebfedern einlassen; sie sind zum Erzählen zu weitläufig, aber in der beifenden Erzählung, die er selbst davon macht, wirklich interessant.

Unabhängig von diesen Widersprüchen, die er täglich, selbst unter dem Schein der größten Ruhe, empfand, wurde seine Freyheit doch oft beunruhiget, und man ließ ihn mit den verschiedenen Gefängnissen dieser Hauptstadt,

die für die schönen Geister bestimmt sind, wechselseitig Bekanntschaft machen. Von den übrigen Ursachen der successiven Gefangenschaften zu schließen, wozu er verurtheilt worden *), muß man gestehen, daß das Ministerium mit dem kostbarsten Eigenthum des Menschen nach dem Leben sehr geringfügig umgeht.

1760 hatte dieser Journalist von einer Lobrede, welche die Wahrheit gehalten, Meldung gethan. Dieser Spas war eine Art von Leichenrede auf den Marquis de Vacqueville, der durch seine Ausschweifungen sehr verächtigt war, und der nur erst neuerdings als ein Opfer seiner thörichten Hartnäckigkeit gestorben, weil er nicht aus seinem Hause, welches in Flammen stand, heraus wollte. Die Brochüre wurde öffentlich verkauft; der Held war nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet, und Freron hatte die Klugheit gehabt, den Sohn mit Lobeserhebungen herauszustreichen, damit er über das weg sähe, was er in seinem Auszuge vom Vater erwähnte. Aber, aller seiner Vorsicht ungeachtet, konnten ihn seine erlauchten Beschützer der Rache des beleidigten Herrn nicht entziehen, und er wurde ins Fort-l'Évêque gesetzt.

1763 schrieb man einen Brief an den periodischen Schriftsteller, worinn man ihm eine Handlung der Wohlthätigkeit berichtete, die mir, wie ich sie las, Thränen aus-

*) Auch die berühmte Clatron hatte Handel mit ihm; er hatte in eines seiner Blätter, doch ohne sie zu nennen, ein Portrait von ihr eingerückt, weswegen sie forderte, man sollte ihn aufs Fort-l'Évêque bringen. Zum guten Glück war er krank, und die Königin, die er indessen davon benachrichtigen konnte, nahm sich seiner wider die Kluge an: diese wollte aber nicht davon absehen, und drohte das Theater zu verlassen, wenn man ihr nicht würde Gerechtigkeit widerfahren lassen.

ausgepreßt hat. Wahrscheinlich wußte er nicht, daß es eine verdeckte Satyre auf die Unbesonnenheit eines damaligen Ministers war, der ein entferntes Land bevölkern wollte*), und vorher die unglücklichen fremden Familien, die sich in der Hoffnung eines schimärischen Wohlstands nach Frankreich begaben, Hungers sterben ließ. Er glaubte seine Blätter mit einer wahrhaften Anekdote bereichern zu müssen, welche rührender war als die pathetischsten Scenen aus den best erfundensten Romanen. Der Duc de Choiseul nahm das Ding übel, ließ den Herrn Freron arretiren, und in die Bastille bringen.

Wenn ich bey Vernehmung der vielfachen Verletzungen der Freyheit eines Bürgers über den Despotismus der Regierung unwillig geworden bin, so bin ich es über die Niederträchtigkeit des Schriftstellers nicht weniger gewesen, daß er sich so slavisch gefallen ließ, das Spiel der Ungerechtigkeit, des Eigensinns, oder des Credits eines mächtigen Mannes zu seyn. Hätte er den Werth seines Wesens gefühlt, so würde er unstreitig, ehe er sich hätte so mishandeln lassen, den härtesten oder niedrigsten Stand vorgezogen haben; oder hätte er, wie Poileau, von dem Hang seines Genies fortgerissen, der Eucht zu kritisiren und zu satyrisiren nicht widerstehen können, so hätte er nur in ein Land gehen dürfen, wo es sich hätte thun lassen, oder hätte sich wenigstens fremder Pressen bedienen können, wie es heut zu Tage diejenigen Schrift-

Bb 5

steller

*) La Cayenne, ein Theil von dem festen Lande im mittägigen Amerika, welches sich der Duc de Choiseul in den Kopf gesetzt hatte zu bevölkern, woben er sich einbildete den Verlust der Kolonien zu ersetzen, welche Frankreich den Engländern durch einen Friedenstraktat überlassen hatte; man ließ viel Familien kommen, besonders elsaßische, ohne daß man für ihren Unterhalt bis zum Einschiffen gesorgt hätte.

steller zu thun pflegen, welche Freunde der Wahrheit und ihrer Ruhe sind.

Man kann nicht läugnen, daß dieser Schriftsteller, weil er sich mit den Strafen zu gemein gemacht hatte, eine Art von Unempfindlichkeit dagegen bekam; daß er der erste war welcher darüber lachte. Die Art, wie er sich während seiner Gefangenschaft im Schloß zu Vincennes betrug, verkündigte damals wenig Größe und Feinheit der Seele in ihm. Um sich zu betäuben, daß er sein Unglück nicht fühle, überließ er sich gänzlich dem Trunk, eine Leidenschaft, die seine Nation sehr gewöhnlich ist, und besaß sich vom frühen Morgen an wie ein Sackträger: dieses, sagte er, helfe ihm den Rest des Tages geduldig ertragen. Bisweilen, wenn er die Freiheit erhielt zu schreiben, setzte er seine Blätter mit aller möglichen Gegenwart des Geistes fort, und sparte sich zum Voraus Mittel auf, wieder an den Ort zu kommen, wo er sich befand.

Diese Denkungsart ohne allen Adel, ohne alle Energie, brachte ihn bald so weit, daß er aus der Kritik ein Handwerk machte, und seine Feder und sein Lob jedem verkaufte, der sie erkaufen wollte. Sobald er einmal entschieden war, alle Werke von der Parthen, welcher er auffällig war, schlecht zu finden, so machte er sich willfährig, alle diejenigen gut zu finden, von welchen man ihm einen günstigen Auszug bezahlen wollte, er mochte ihn nun selbst machen, oder er mochte ihm vom Verfasser selbst eingeschickt werden, dieß war einerley. Daher giebt es so viel Schriftsteller, die mit gleicher Ungerechtigkeit verschrieen oder gelobpriesen worden. Wahr ist's, daß er, wenn er sich selbst die Mühe nahm, diese Aufsätze des Hasses oder der Günst zu bearbeiten, die bewundernswürdige Kunst besaß, sein Urtheil glaubwürdig zu machen, das pro oder contra auf die geschickteste Art abzufassen,

fassen, und einen Leser zu überzeugen, der sich bloß auf sein Urtheil verlassen und nicht auf seiner Hut gewesen wäre, und die Schriften selbst gelesen hätte. Wenn aber dieses Talent der Geschicklichkeit seines Geistes Ehre machte, so entschleuerte es hingegen die Verdorbenheit seines niederträchtigen und feilen Herzens.

Die beträchtlichen Einkünfte, die er von seinen Blättern zog, machten ihn zu diesem Fach trüg und läberlich, weil er nur unter Mitarbeitern wählen durfte, die ihn nichts kosteten. Da er den ersten Preis, den er mit einem Verleger gemacht hatte, nicht gut genug fand, so nahm er das bessere Anerbieten eines andern an. Der Buchhändler Düchesne hatte ihm für den Bogen seiner Lettres für quelques écrits modernes zehn Carolin und dreißig Exemplare gegeben, Lambert aber erbot sich, diesen Preis um ein Ansehnliches zu erhöhen. Da er aber das Niedrige von diesem Verfahren einsah, so suchte er es mit dem fälschlichem Vorgeben zu beschönigen, er sey gesonnen, seine Profession aufzugeben. Sein Werk erschien darauf unter einem andern Titel, und eine geraume Zeit ohne Namen des Verfassers. Diesen Titel, l'Année litteraire, den sein Werk von 1754 an führte, hat er bis an seinen Tod beybehalten, und der Fortsetzer desselben hat ihn auch angenommen.

Die neue Form dieses Journals gab ihm noch mehr Umfang, und Freron verband damit noch die Direktion eines andern, welches damals fast verschlungen wurde. Dieses war das Journal Etranger, worüber Freron, nach dem Tode des Abbé Prevôt, die Direktion bekam. Von beyden Journalen zog er eine Zeitlang 40000 livres Renten. Glücklich wäre es für ihn gewesen, wenn er sich in diesen Jahren des Ueberflusses etwas für die Zukunft aufgespart hätte! aber er war zu läberlich, um nur einem von diesen zwey Werken, geschweige beyden, gut vorstehen zu können.

können. Er verlor das letztere bald, und ob sich gleich das erste erhielt, so sah er doch die Zahl der Subskribenten sich vermindern, und zog nicht mehr den nämlichen Profit davon. Indessen trug es ihm doch immer mehr ein, als er gebraucht hätte, um anständig leben zu können, wenn er sich nicht zu viel Schulden auf den Hals gezogen, und einem so verderblichen Aufwand ergeben gewesen wäre.

Jreron war wirklich Verschwender; er überließ sich Thorheiten, wozu kaum das ansehnlichste Vermögen hinlänglich gewesen wäre. Man hat mir zur Probe ein Gemach gezeigt, worinn er nur allein für mehr als 30000 Livres an Vergoldungen verschwendet hatte. Er war auf den Einfall gerathen, sich ein Landhaus bauen zu lassen, wo er wohnte: dieß nöthigte ihn, ob es gleich vor dem Thore von Paris lag, seiner Geschäfte wegen sich Pferde und Wagen zu halten; und während dieser Zeit ward er von Gläubigern bestürmt, die ihn nöthigten, seine Mobilien anzugreifen.

Der größte Aufwand, den er machte, bestand in einer offenen Tafel, die er wie ein Generalpachter hielt, und wozu er, nach dem Beispiel solcher Herren, besonders Schmeichler zuließ, die ihm räuchernten oder ihn belustigten. Das war eine ungläubliche Verschwendung, Unordnung und Lächerlichkeit. Wahr ist's, nichts war so lustig als seine Nachtessen. Ich habe Jemanden gesehen, welcher eine Zeitlang ein sehr fleißiger Gast von diesen Orgien gewesen ist, und welcher gelehrt, daß dieß die glücklichste Zeit seines Lebens war. Da die Gesellschaft aus lauter Leuten von vielem Wiß bestand, so hätte es einem Laßen in einer solchen Gesellschaft nicht gefallen können, und selbst die Frauenzimmer, welche zugelassen wurden und die Seele derselben ausmachten, mußten nothwendig zum Ton der Gesellschaft passen; ein Maulaffe würde

würde natürlicherweise davon ausgeschlossen worden seyn. Daraus entstand ein freyes Wesen, welches ziemlich an Ausgelassenheit gränzte, aber über ihre Unterhaltungen nur desto mehr Reize und Wiß verbreitete. Uebrigens bemühetete man sich um die Bette, Mittel zum Leben zu erfinden, und ihren Belustigungen Mannichfaltigkeit zu geben. In diesen Arten von Zusammenkünften mußte immer einer der Gegenstand ihrer Scherze und Ungezogenheiten seyn; und daher entstand die berühmte Aufnahme eines Schriftstellers in diese Gesellschaft, dem es nicht an Verdienst fehlte, der aber so unwissend und so voll Eigenliebe war, daß man ihm, wenn man ihm nur Liebkosungen machte, die abgeschmacktesten Dinge einreden konnte. Ich kann mich nicht enthalten, nur eine Anekdote hierüber zu erzählen.

Dieser Schriftsteller, welcher nachher gestorben ist, hieß Poinfinet (der Verfasser vom le Cercle, damit man ihn nicht mit dem Herrn Poinfinet de Sivry verwechsle). Ein anderer, Namens Palissot (der Verfasser der bekannten Comödie les philosophes), damalsiger Mitarbeiter des Freron an seinen Blättern, und Verwandter des erstern, sah, was die Gesellschaft in der Person dieses Poeten für einen unerschöpflichen Stoff zum Lachen gewinnen würde; er entdeckte ihm, daß der Journalist, welcher seine Talente bewundere, außerordentlich wünsche, seine Bekanntschaft zu machen, und ihn zu seinen angenehmen Gesellschaften einzuweihen, welches die herrlichsten in ganz Paris seyen. Der kleine Poinfinet (man nannte ihn deswegen so, um ihn von seinem Vetter zu unterscheiden) wird ganz entzückt darüber, bläht sich auf, und verlangt nicht besser. Der Tag wird festgesetzt; am Morgen kommt Palissot mit trübem Auge zu ihm; er kündigt ihm an, daß Freron sehr krank sey, daß er mit dem Tode ringe, daß er aber demohngeachtet wolle, daß das Nachtesten vor sich gehen solle: daß er Willens

sey,

fen, ihm das Zepter der Kritik zu übergeben, und ihn in Gegenwart der ganzen Gesellschaft für seinen Nachfolger zu erklären. So viel Zärtlichkeit und eine so tiefe Kenntniß von seinen Talenten pressen dem zukünftigen Journalisten zu gleicher Zeit Thränen der Traurigkeit und Thränen der Freude aus. Er verspricht der traurigen Cere-
 monie beizuwohnen: er kömmt, von seinem Führer begleitet. Sobald man den Herrn Poinfinet anmeldet, steht Jedermann auf, und bezeigt gegen seine Person die größte Ehrfurcht. Es war schon Nacht: das Zimmer war, wie das Zimmer eines Kranken, sehr schwach erleuchtet; er hat Niemanden zu unterscheiden; alles zeigt Bestürzung an. Er nähert sich dem Bette des Sterbenden: ein Arzt (den ein gewisser la Colle vorstellte, welcher wegen einer Geschichte von Spanien in die Bastille kam) griff ihm sehr fleißig nach dem Puls, und benachrichtigte die Gesellschaft, daß er nicht lange mehr zu leben habe. Der Kranke giebt ein dumpfes Getöse von sich; der Doktor erklärt dem Kandidaten diese Sprache, er sagt, Freron bezeuge ihm, wie empfindlich es ihm sey, ihn zu sehen. Das Herz des jungen Poeten wird ganz eng; er ist ganz gerührt, und drückt, so gut er kann, ihm seine Erkenntlichkeit aus. Er betrachtet das Gesicht des Sterbenden; er findet keine Spur von menschlicher Gestalt mehr darinn. „In welchen beweinenwürdigen Zustand ist dieser große Kritiker in so kurzer Zeit versetzt worden!“ sagt er dem Arzt ins Ohr. — „Es ist ein malum homorroidale, mit einem Schlucksen begleitet, erwiederte dieser; es ist eine erschreckliche Geschwulst; die Augen und die Nase sind ihm ganz verschwunden: seine gelähmte Zunge kann nichts als inartikulirte Töne mehr von sich geben. Ich allein kann sie erklären, weil ich viel um ihn gewesen bin, und weil ich überhaupt viel mit Kranken zu thun habe; aber der Kopf ist sehr gesund.“ Von Zeit zu Zeit hörte man einige Töne, welche ihm der Dollmetscher erklärte,

erklärte, und das waren lauter Verbindlichkeiten für Herrn Poissinet, welcher vor Schmerz nur mit Seufzen darauf antwortete. Nach einigen Minuten dieser halbgebrochnen Unterhaltung ließen sich einige tiefere Töne hören; der Aeskulap zeigte dem Poeten an, daß der Kranke sich matter werden fühle, ihn küssen, ihn umhassen, und ihn vor allen Anwesenden zum Ercohn seines Talents erklären wolle. Der ernannte Erbe bückt sich, und beneßt mit seinen Thränen die Wangen des Sterblichen, die außerordentlich aufgeschwollen sind: Berühmter Kritiker, ruft er aus, könnte ich das Amt, welches Sie mir anvertrauen, würdig erfüllen! möchte ich den Beyfall der ehrwürdigen Gesellschaft erlangen können! möchte doch ihr feyerer Hauch in meine Seele übergehen, und dieses mächtige Genie mit überbringen, welches Sie besetzte!“ Während er diese Worte aussprach, hatte ihn Jedermann umgeben; eine sehr große Klarheit hatte sich hierauf im Zimmer verbreitet; es brach von allen Seiten ein allgemeines Gelächter aus; der neue Geweihte merkt, daß man ihm einen Streich gespielt. Man bringt Licht zum Bette; er betrachtet, er sieht — Und was? Freron's Hintern, welcher noch mit seinen Thränen beneßt war. Dieser steht augenblicklich auf, umarmt ihn herzlich und gut gemeint. „Es ist geschehen, großer Poet, sagt er zu ihm, wir sind nun zu ewiger Freundschaft mit einander verbunden; Sie gehören ist zu uns. Verzeihen Sie diesen Scherz einem unter uns eingeführten Gebrauche: ein Jeder hat eine solche Probe aushalten müssen. Waschen Sie sich die Hände und das Gesicht, und dann wollen wir uns zu Tische setzen.“

Vielleicht ist dieser Streich ein wenig in jesuitischem Geschmack, und eben nicht ein Geschmack einer guten Gesellschaft; man muß aber doch wenigstens gesehen, daß er sehr spasshaft ist, und daß er die ausgezeichnete Lustigkeit von Herrn Freron's Gesellschaft charakterisire. Was

man ihm dabey vorwerfen könnte, wäre, daß dieses nicht zu dem heuchlerischen Ton passe, den der heuchlerische Aristarch in seinen Blättern annahm, indem er nicht nur der Rächer des guten Geschmacks, sondern auch der Rächer der beleidigten Religion und guten Sitten seyn wollte.

Wenn übrigens seine Lebensart nichts weniger als christlich war, so glaubte er doch an das Christenthum, aber nach Art so vieler Gläubigen, deren Wandel ihrem Glauben nicht entspricht. Durch Râsonnement glänzte er nicht; für Werke der Metaphysik, oder selbst für diejenigen, so eine gewisse Anstrengung des Geistes verlangen, hatte er nicht Logik genug; die Zergliederungsart verstand er nicht: er zeichnete sich aus durch Geschmack, durch leichte Kritik, durch artigen Scherz, und besonders durch einen feinen ironischen Ton, den er in einem hohen Grade besaß. Dadurch ist er so vielen würdigen Leuten überlegen gewesen, die zu dergleichen Gefechte nicht taugten, selbst dem Mr. de Voltaire. Wenn er diesen bisweilen mit allzu vieler Strenge oder mit Bosheit beurtheilt hat, so hat er doch wenigstens immer viel Feinheit und muntre Laune darein gemischt. Der Philosoph von Fernex hingegen rächte sich mit Wuth an seinem Gegner, er verfolgte ihn mit Nachsicht, und bezeugte bey jeder Gelegenheit bey jedem Anlaß, einen solchen Haß gegen ihn, der, wenn es möglich ist, noch mehr als niederträchtig war. Nie wird man das Bild vergessen, welches er in seinem Gedicht von ihm gemacht, das betitelt ist le pauvre Diable, ein Bild, das eher von der Hand der Furien als von der Hand eines Schriftstellers gezeichnet worden zu seyn scheint, welcher der Ruhm der Wissenschaften und des menschlichen Geschlechts ganz hätte seyn können, der aber, wegen des abscheulichen Gebrauchs, den er von seinen Talenten gemacht hat, zu gleicher Zeit die Schande derselben ist. Hier ist das Bild, wovon ich geredet habe: der arme Teufel spricht:

Je m'accostai d'un homme à sourde mine
 Qui sur la plume a fondé la cuisine,
 Grand ecumieur des boubiers d'Helicon,
 De Loyola chassé pour ses fredaines
 Vermisseau né du cul de *Desfontaines*,
 Lache Zoile, autrefois laid Giton,
 Cet animal se nommoit *Jean Freron*.

In allem dem, was Voltaire, d'Alembert, Mar-
 montel, de la Harpe und so viel Andere wider Freron ge-
 schrieben haben, findet man nichts, was mit dem Ton
 des Letztern verglichen werden könnte; denn Freron hatte
 wirklich einen Ton von weit besserer Art; er nahm den
 Ton eines Gegners an, der durch die Kaltblütigkeit eines
 Menschen, der sich in seiner Gewalt hat, seinem Feinde
 überlegen ist; und diese Kaltblütigkeit ist fast immer ein
 sicheres Zeichen, daß man das Recht auf seiner Seite
 habe.

Wie sehr das erleuchtete und unparteyische Publi-
 cum Frerons Spöttereyen den Schmähungen seiner Fein-
 de vorzog, beweist der Vertrieb seiner Blätter, der nur
 erst dann zu stocken anfieng, wie er sie so vernachlässigte,
 und der beständige Vorzug, den man ihnen immer vor vie-
 len andern Journalen gegeben hat, die während ihrer Re-
 gierung angefangen, und schon vor ihrem Ende wieder
 geschlossen oder vielmehr vernichtet waren. Was aber
 den Triumph dieses Kritikers vollkommen macht, ist die
 Gerechtigkeit, die Voltaire selbst ihm widerfahren zu las-
 sen sich genöthiget gesehen. Die Anekdote ist spasshaft.
 Freron erzählt sie also.

„Ein Herr vom Turiner Hofe, der kaiserlicher Kam-
 merherr ist, ein großes Vermögen besitzt, und die Wis-
 senschaften aus Geschmack, nicht aus Affektation, liebt,
 der Marquis de Prié, den ich nicht die Ehre hatte zu ken-
 nen, besuchte vor zehn oder elf Jahren den Herrn von
 N. S. L. 80. E c Wol.

Voltaire, und brachte einige Tage mit ihm zu. Ehe er ihn verließ, bat er ihn, er möchte ihm doch zu Paris Jemanden anzeigen, der ihm von allen Schriften, welche in Frankreich erschienen, eine Idee geben könnte. Nachdem Voltaire einen Augenblick nachgedacht hatte, sprach er: Wenden Sie sich an Freron; nur er kann das thun, was Sie verlangen. Der Marquis de Prié, welcher alle litterarischen und moralischen Injurien gelesen, womit mich der nämliche Voltaire begünstiget hat, ließ ihm sein Erstaunen darüber merken: Ja, ja, er wiederete ihm der Herr von Serney, das ist der einzige Mann, welcher Geschmack besitzt; ich bin gezwungen, das zu gestehen, ob ich ihn gleich nicht liebe, und gute Gründe habe, ihn zu verabscheuen!

Es ist nicht zu läugnen, daß er Mitarbeiter von großen Verdiensten hatte, und dennoch hatte keiner von ihnen das Talent, welches diesen Journalisten hauptsächlich auszeichnete. Der Abbé de la Porte, welcher seine Arbeiten anfangs mit ihm theilte, war arbeitsam, genau, und vergütete ziemlich gut; aber man warf ihm Kälte, Schwerfälligkeit und einen rauhen Stil vor. Sobald er Berge auf Berge thürmen wollte, so konnte er sich nicht mehr halten, und fiel. Man hat diese beyden Nebenbuhler durch folgendes Epigramm charakterisirt:

Freron de la Porte diffère,
Voici leur devise à tous deux:
L'un fait bien, mais est paresseux;
L'autre est diligent à mal faire.

Der Abbé du Port du Tertre taugte am besten, das Chaos starker Werke auseinander zu wickeln; aber er schrieb ohne Annehmlichkeit und Wiß, und war unfähig, dem Freron im Fach der leichten Litteratur

ratur zu helfen. Palissot schickte sich vielleicht am besten zu ihm, nur daß seine Beschäftigkeit zu merklich war, und er mit seinen Schlachtopfern nicht so spöttelnd umzugehen wußte, als sein Meister. Dorat konnte ihm nur flüchtige Stücke, einige angenehme Briefe und Auszüge von seinen eigenen Werken verschaffen; aber zu fruchtbar für seine eigene und zu träg für andrer Rechnung, ist er dem Journalisten nie von großem Nutzen gewesen. Man hat mir auch noch von einem Herrn Gastel Dudozer, einem guten Logiker, gesprochen, welcher für die Bergliederung und Auseinandersetzung eines Werks vortrefflich; aber sehr wortreich war, und sich nicht einzuschränken wußte; übrigens war sein Stil trocken, und im Echerz hatte er nichts feines.

Zu verwundern ist es, daß dieser so fürchterliche Aristarch, den seine Feinde auf die häßlichste Weise schilberten, die Einfalt eines Kindes hatte, und im gesellschaftlichen Umgang der angenehmste Mann von der Welt war. Man erstaunte, wenn man ihn sah, daß man ihn dem Begriff, den man sich von ihm gemacht hatte, so ganz entgegengesetzt fand; man fand ihn wie jeden andern Censor oder Litterator. Einer seiner Freunde setzte sich einmal vor, eine Frau von Stande, (die verstorbene Frau Präsidentinn von Alligre) von ihrem Vorurtheil wider Freron zurückzubringen; denn sie hatte sich ihn, nach dem vielen Bösen, was sie von ihm gehört hatte, als eine Art von Ungeheuer gedacht. Er führte ihn unter einem erborgten Namen bey ihr zur Tafel; sie fand ihn charmant. Man lenkte das Gespräch mit Fleiß auf diesen närrischen Kerl, und er war der erste, welcher mit der besten Art von der Welt auf seine eignen Unkosten lachte. Als die Farce eine Weile gut fort gespielt worden war, und sich die Gebieterinn vom Hause so sehr von dem Unbekannten hatte einnehmen lassen, daß sie ihn bat, öfters zu ihr zu kommen; so trat ein Dritter,

mit dem man sich verabredet hatte, herein, als wenn er einen Besuch zu machen käme, und nach den ersten Complimenten rief er aus: „Wie? Herr Freron bey Ihnen, Madame? ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie von Ihrer Antipathie gegen ihn zurückgekommen sind; Sie werden nicht Ursache haben, es zu bereuen, im Gegentheil werden Sie einen sehr angenehmen Tischgenossen dabei gewinnen.“ Diese Frau war über den Streich, den man ihr gespielt hatte, einen Augenblick lang so betäubt, daß sie fast Lust hatte böse zu werden: aber ihr Verstand erhobte sich wieder. Meinertwegen, sagte sie zum Fremden, mögen Sie der Teufel oder Freron seyn, ich kann nicht umhin, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und Sie recht sehr zu lieben. Ich danke Ihnen sogar für die Lektion, die Sie mir dadurch gegeben haben: Sie belehren mich, daß man nicht nach dem Gerede urtheilen, und keine Vorurtheile haben solle.

Was den Herrn Freron in der Gesellschaft vor vielen andern Gelehrten den Vorzug zuwege brachte, war, daß er den wahren Geist derselben kannte; er suchte nicht durch witzige und launichte Einfälle, durch Abschweifungen auf fremde Materien zu glänzen; kurz, er war da nicht Schriftsteller, sondern Weltmann, er liebte den Wein, die Weiber und das Spiel, als wenn er sein ganzes Leben hindurch nur von diesen drey Leidenschaften beherrscht worden wäre. Demohngeachtet waren ihm die Muses nicht weniger lieb, sie machten einen Theil von seiner Existenz aus; und wenn ihn die Umstände nöthigten, das Amt eines Journalisten als ein Gewerbe zu treiben, so war er drum keineswegs unfähig, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und aus seinem eigenen Grund und Boden Produkte zu liefern. Ohne die Versuche zum Beweis anzuführen, die er in verschiedenen Arten geliefert hat, und die artigen Gedichte
von

von seiner Erfindung, die man in seinen Blättern findet, sieht man es seiner Manier, seinem Stil, der Fruchtbarkeit seiner Wendungen, der Mannichfaltigkeit seiner Einleitungen an, daß es ihm an Erfindung nicht mangelte, daß er eine reiche und glänzende Einbildungskraft besaß, welche seine Sprache oft zu lebhaft, zu figurlich machte, der einzige Fehler vielleicht, den man ihm vorwerfen kann.

Frevon arbeitete langsam, und er gesteht das in dem Eingang zu dem *Année Litteraire* selbst. Er schreibt das vorzüglich seinem süßlichen Geschmak zu. Vielleicht rührte dieser Fehler auch von der Beschaffenheit seiner Organen her. Der Verstand hatte sich bey ihm etwas spät entwickelt, und er erzählte darüber selbst eine Anekdote, über die sich die *Encyclopädisten*, sagte er lachend, sehr gefreut haben würden, wenn sie sie gewußt hätten. Er erzählte, daß seine Eltern, als sie in den ersten Jahren nichts hätten mit ihm machen können, theils ihn zu etwas zu gebrauchen, theils um seine Eigenliebe zu spornen, ihn, mit einer Gerte in der Hand, auf einen kleinen Sessel in den Viehof gesetzt, und ihm die Regierung über die Truthühner anvertraut hätten, durch welches kindische Königreich sie ihn gewissermaassen diesem Vieh gleich gemacht.

Ein Umstand in dem Leben dieses *Aristarch*s, welcher ohne ihm die Beschimpfung aufzuprägen, womit man ihn belegen wollte, ihn auf immer merkwürdig machen wird, wenn auch seine Kritiken vergessen werden sollten, ist, daß seine Person auf öffentlichem Theater in der weitlichen Komödie oder dem Drama des Herrn von *Voltaire*, die *Schorrländerinn* betitelt, gespielt worden, eine Art von Gegenbeschuldigung wider das Stück *Die Philosophen*, obschon sehr ungerechter Weise, weil sie nicht auf den Verfasser (*Patissot*) dieses andern *Greuels*

gemünzt war; zwey Werke, die einem so verfeinerten Jahrhundert immer Schande machen werden. In dem ersten war der Journalist gleich durch den Namen *Freron* ausgezeichnet; nachher hat man ihn im Englischen mit dem Namen *Wasp* verwechselt. Einige sahen es als eine Art von Muth, Andere als eine Art von Unverschämtheit an, daß er bey der ersten Vorstellung dieser persönlichen Satyre gegenwärtig war, wo man ihn die Rolle eines Scharfen, des niederträchtigsten Bösewichts spielen ließ, der sprüchwortweise durch diesen einzigen Zug geschildert ist: *Beschwören wollte ichs wohl, aber wetten möchte ich nicht drauf.* Er sprach darüber in seinen Blättern, und mit einer Mäßigung, die ihm hätte Ehre machen können, wenn er sie vor- und nachher immer beobachtet gehabt hätte, wo er von den Werken seiner Feinde geredet. Man setzte sie also bloß auf die Rechnung einer listigen, überlegten Eigenliebe, die an sich zu halten wisse, um sich nur desto besser zu rächen.

Dem sey wie ihm wolle; die Schauspieler, die ihm auch nicht wohl wollten, weil sie aufgeheßt waren von der *Clairon*, die bey Aufführung der *Schottländerinn* auf dem Dreifuß saß und regierte, dabey mit *Voltaire* und einigen *Encyclopädisten* in Verbindung stand, und wider diesen Journalisten Parthen genommen hatte, wodurch sie sich von ihm heftige Kritiken zuzog, waren nicht böse darüber, daß sie eine Gelegenheit fanden ihn zu demüthigen. Wenn sie sich über ihn zu beklagen hatten, daß er sich auf eines oder des andern Rechnung lustig machte, so schlugen sie, den Tag nach der Erscheinung der Kritik, die *Schottländerinn* an, und das hießen sie dem *Freron* die Peitsche geben.

So viel *Stoicismus* er auch wider so häufigen Muths willen affectirte, so sehr er sich auch durch das lächerlichste Leben

Leben darüber zu zerstreuen suchte, daß es auf seine Gesundheit keinen Einfluß zu haben schien, so verbreitete das doch viel Bitterkeit über sein Leben. Doch scheint es als wenn seine Lebensart die Ursache seines Todes gewesen. Er stact in Schulden, und wurde von seinen Gläubigern verfolgt; man griff nach seinen Mobilien, und er sah sich so weit herabgekommen, daß er auf dem bloßen Stroh schlafen mußte. Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß Mr. de Malesherbes, durch seine Verläumder, durch die Encyclopädisten und durch die Kabale des Herrn von Voltaire angestiftet, entschlossen wäre, seine Blätter, wovon er im März 1776 noch nicht den Jahrgang von 1775 geendigt hatte, für 1776 zu unterdrücken. Er empfing diese Nachricht in der Komödie: er hatte nach seiner Gewohnheit sehr stark zu Mittag gespeiset. Dieß machte eine Revolution auf ihn, wovon er eine tödliche Indigestion bekam. Seine Frau (die zweyte, die er geheirathet hatte) war nach Versailles gegangen, um durch Bitten den Streich abzuwenden. Er hatte nach und nach den König Stanislaus, die Königin, den verstorbenen Dauphin, seine Gemahlinn und den Kanzler verloren. Er hatte keine Protektionen mehr, als bey den königlichen Prinzessinnen und bey der Parthey der Frommen, die damals sehr schwach war. Die Frau hatte alle Protektionen in Bewegung gesetzt, und es war ihr gelungen, aber bey ihrer Zurückkunft fand sie ihren Mann todt. Ich kenne kein andres Epitaphium auf ihn als dieses:

Ci gît Freron, et le Diable en enrage,
Il ne veut pas qu'il y soit d'avantage!

Er hat verschiedene Kinder hinterlassen, unter andern einen Sohn von ohngefähr zwanzig Jahren (nämlich 1776), der sich schon mit der Litteratur beschäftigt. Im Almanach des Muses stehen Erzählungen von ihm. Man sagt allgemein, das Privilegium der Blätter sey ihm verspro-

chen worden, aber er ist außer Stand seinen Vater gegenwärtig zu sehen, und man spricht von einem Abbé Gosier, einem Jesuiten, den sich Freron hatte zugesellen wollen, welcher ihm zum Anführer und Anordner dienen und die Feder führen wird. Es ist ein gelehrter Kritiker, der einen guten Auszug macht, rein schreibt, die Prüfung und die Zergliederung vortrefflich versteht, dessen Feder aber weder die Leichtigkeit, noch das Glänzende, noch das Salz des verstorbenen Aristarchs hat, den alle Leute von gutem Geschmack, alle Liebhaber von gesunder Litteratur mit Recht bedauern, und besonders die Boshaften, welche gern lachen.

II.

Voyage dans les Mers de l'Inde, fait par ordre du Roi, par Mr. le Gentil, de l'Academie Royale des Sciences. Imprimé par ordre de Sa Majesté. in 4. avec fig. Tom. I. à Paris 1779.

Mr. le Gentil, der auf Vorschlag der Akademie von der Regierung den Auftrag bekam, 1761 den Durchgang der Venus durch die Sonne in Indien zu beobachten, konnte diesen Auftrag nicht erfüllen; der Krieg, welcher damals in Indien herrschte, gestattete seinem Schiff nicht, an der Küste von Coromandel zu landen. Die Furcht, bey seiner Rückreise der Nachlässigkeit beschuldigt zu werden, vermochte ihn zu dem Entschluß, den zweiten Durchgang der Venus in Indien zu erwarten. Nachdem er zwischen Pondicheri und Manille gewankt hatte, wählte er Pondicheri, nicht so wohl aus Ueberzeugung, als vielmehr aus Nachgebung gegen die Meynung der europäi-

Europäischen Astronomen, mit welchen er in Correspondenz stand. Eine Wolke, die in diesem Clima während dieser Jahreszeit ein außerordentliches Phänomen ist, entzog dem Astronom den Anblick der Sonne am Tage des zweiten Durchgangs. Glücklicherweise hatte Herr le Gentil die acht Jahre, welche er in verschiedenen Theilen von Asien und Afrika zugebracht hatte, mit interessanten Untersuchungen verschiedener Arten ausgefüllt; und wenn man sieht, was er gesammelt hat, ohne dazu verbunden gewesen zu seyn, so wird man ihn nicht mehr in Verdacht haben können, das vernachlässiget zu haben, was der Zweck seiner Reise war.

Eine große Anzahl von astronomischen, geographischen, und meteorologischen Beobachtungen, die Bestimmung der Länge und Breite verschiedener wichtiger Punkte, eine Karte von den Gegenden von Pondicheri, mit Ausmessungen und vergleichenden Untersuchungen über die verschiedenen Straßen der Schiffahrt in den Meeren von Indien, über die astronomischen Refractionen, über die Länge des Pendulus, nebst Beobachtungen über die Ebbe und Fluth, über die Magnetnadel, über die Ursachen des Lichts, welche die Gewässer hervorbringen; dies sind die Hauptgegenstände, welche Herr le Gentil in diesem Bande behandelt hat. Er hat zugleich interessante Anmerkungen über Manille, über Pondicheri, über den Handel von Indien, über die Mittel ein dauerhaftes Reich darinnen zu befestigen, und besonders über die Sitten der Indianer und die Astronomie der Braminen, gemacht. Von diesen letzten Punkten wollen wir uns hier ein wenig aufhalten.

Die Religion der Braminen gleicht allen alten Religionen großer Völker: ein oberster Gott, und minder mächtige Götter, die seine Kinder sind. Die Geschichte dieser Götter: ihre Verrichtungen sind verschieden, und

immer ist diese Geschichte nur eine Allegorie, deren Sinn fast überall der nämliche ist, deren Figuren aber sehr mannichfaltig sind. Kleine Völker haben oft die Bescheldtheit gehabt, sich mit einem einzigen Beschützer zu begnügen. Die Indianer haben die Köpfe ihrer Götter sehr vervielfältiget. Brama hat deren fünf, bisweilen vier, und dann liegt ihm der fünfte zu seinen Füßen. Ein anderer Gott hat ihrer sechs und dreyßig.

Die Pagoden, deren Innres den Profanen verschlossen ist, sind mit Thürmen geziert, auf welchen eine erstaunende Menge kleiner Statuen stehen. Diese Thürme gleichen unsern gothischen Portalen, und beweisen ebenfalls die Geduld, den Eifer, und den schlechten Geschmack des Volks, welches sie gebaut hat.

Vor der Familie des Brama beteten die Indianer einen Gott Bacult an. Herr le Gentil findet Ähnlichkeit zwischen diesem Gott, Sammonocodon und Foë; dieser letzte ist, wie man weiß, der Gott des chinesischen gemeinen Volks. Es war ehemals eine chinesische Colonie in Indien. Diese alte Existenz der Chineser, in einem zwischen China und Egypten gelegenen Lande, kann vielleicht den sonderbaren Ähnlichkeiten, die ein berühmter Gelehrter zwischen ihnen und den Egyptiern wahrgenommen, zur Aufklärung dienen. Der Aberglaube der Indianer, die Verachtung der ersten Castes gegen die letzten, sind fast die einzigen Fehler, die man diesem Volke vorwerfen kann; das Unnehmlliche seiner Sitten, seine Menschlichkeit, die sich bis auf die Thiere erstreckt, seine Mäßigkeit, sein eifriger Fleiß, seine häuslichen Tugenden machen es interessant. Die eheliche Untreue ist da auf Seiten der Weiber sehr rar. Hingegen giebt es eine große Anzahl öffentlicher Nymphen; dieß sind Tänzerinnen, die man Bayaderes nennt: sie erscheinen an allen Festtagen und selbst religiösen Festtagen. Diese Tänzerinnen sind
in

in Indien fast das, was bey den Griechen die öffentlichen Weibspersonen waren. Die Moral und die Religion bildeten sie; es scheint diese Völker haben geglaubt wie die Griechen, daß es nützlich seyn könnte, in der Opinion ein Mittelding zwischen reinen und verdorbenen Sitten festzusetzen. Die reichen Indianer sind sehr wollüstig; aber diese Wollust ist sanft wie ihr Charakter, und scheint keine Unordnung zu verursachen: das Clima scheint sie ihnen einzuflößen; und Herr le Gentil hat durch sonderbare, und, so zu sagen, kalkulirte Beobachtungen erwiesen, daß die indianschen Sperlinge den europäischen weit vorgehen.

Die reichen Indianer bringen einen Theil ihres Tages damit zu, daß sie sich, so zu sagen, wie einen Teig kneuten, und alle Glieder ziehen lassen, und hernach der Ruhe genießen, die aus dieser Operation erfolgt. Diese Art von Wollust haben die Römer auch gekannt. Seneca und Martial reden davon wie von einem lächerlichen Refinement der Wollust und der Ueppigkeit. In Indien lieben es auch die Weiber, ohne daß man es unanständig findet; und wenn es bey den Reichen ein wollüstiger Gebrauch ist, wie der Gebrauch der Bäder bey andern Nationen, so scheint es, daß er anfänglich nur ein Gesundheitsmittel war. Herr le Gentil hat es mit gutem Erfolg wider eine Steiffheit in den Gliedern gebraucht, die ihn verhinderte ohne Schmerzen zu gehen.

Obschon die Indianer den Mogols unterworfen, von den Europäern unterdrückt, und von den Maraten beraubt worden sind, so haben sie doch von ihrer Industrie und von ihrer Bevölkerung wenig verloren; Tanjaour selbst ist dem fremden Joch noch nicht unterworfen worden, ein Bramine regiert es.

Die Astronomie der Braminen mußte die Neugierde des Herrn le Gentil reizen; er hat sich davon zu unterrichten gesucht, und es ist ihm gelungen, ob er gleich nur
einen

einen Indianer zum Lehrmeister gehabt, der von einem andern Indianer unterrichtet worden war, welcher den Unterricht eines Braminen genossen.

Die Braminen kennen die Präcession der Aequinoctien, bestimmen sie auf 24000 Jahre, und nehmen in ihren Berechnungen die Verbesserungen an, welche die augenscheinliche Bewegung der Gestirne nothwendig macht. Herr le Gentil erklärt durch dieses Mittel auf eine sehr sinnreiche Art die vorgegebenen historischen Epochen der Braminen, die nichts anders sind, als astronomische Epochen, die sich auf die Revolution von 24000 Jahren beziehen.

Sie theilen den Thierkreis in sieben und zwanzig Constellationen; diese Eintheilung, welche der Bewegung des Mondes gemäß ist, kündigt ein hohes Alterthum an; hiermit hat man anfangen müssen; man sieht unmittelbar, mit was für Gestirnen der Mond in Verbindung steht, und man muß den Himmel ein wenig kennen, wenn man die finden will, mit welchen die Sonne in Verbindung steht. Die Eintheilung in zwölf Zeichen ist auch in Indien seit undenklichen Zeiten bekannt.

Die Methoden, die Eklipsen auszurechnen, sind sehr sinnreich, ziemlich simpel, und bloß praktisch. Sie ver-rathen über den Durchmesser der Sonne und des Mondes, und ihre scheinbare Bewegung, Kenntnisse, die entweder eine ziemlich weit gebrachte Theorie, oder eine lang gewohnte Fertigkeit zu beobachten beweisen. Diese Genauigkeit kann in der That mit der größten Unwissenheit über das wahre Weltssystem bestehen, weil die Verbesserungen, welche die Braminen machen, bloß empirisch seyn, das heißt, durch das einzige Bedürfniß, den Bemerkungen Gnüge zu leisten, können entdeckt worden seyn.

Die Kunst, Schlangen zu bezaubern, oder vielmehr sie anzurühren, ohne daß man etwas von ihnen zu fürch-
ten

ten hat, ist in Indien bekannt. Herr le Gentil hat sich Mühe gegeben, dieser Sache auf die Spur zu kommen. Ist diese Art von Schlangen wirklich giftig? Reißt man ihnen die Bläschen aus, worinn die Ottern und Schlangen dieser Art ihr Gift verbergen? Beyde Arten, diese Sache zu erklären, sind unrichtig. Der Biß der Capelschlange, welche deswegen so genennt wird, weil sie eine Art von Kappe hat, ist oft tödlich.

Die Indianer, welche sich eigentlich aufs Zaubern verstehen wollen, reißen ihr die Zähne nicht aus. Aber diese Schlange ist von Natur furchtsam; man giebt ihr wenig Nahrung, und erhält sie dadurch in einem Zustand von Schwäche: dieß ist das ganze Geheimniß, auch ist es nicht sicher. Kurz nach der Abreise des Herrn le Gentil, wurde der junge Indianer, der ihm die Kunst zeigte, die Schlangen zahm zu machen, von einer der seinigen verwundet, und starb sehr bald darauf.

Wir beschließen hler unsern Auszug aus diesem Werke, welches Astronomen, Physiker, Gelehrte und Philosophen interessiren muß. Herr le Gentil hat kein Vorurtheil von irgend einer Art mit nach Indien gebracht. Er besitzt auch nicht die Eitelkeit, außerordentliche Dinge zu sagen, sondern er erzählt die Sachen simpel und natürlich, wie er sie gefunden. Man sieht in seinem Werke jene Freymüthigkeit, und pünktliche Genauigkeit, die man an einem Reisebeschreiber so sehr liebt, weil sie Vertrauen einflößen. Uebrigens sind die Kenntnisse des Herrn le Gentil in den physikalen Wissenschaften seit langer Zeit bekannt; und es war interessant, daß Indien, welches von Philosophen, die bloß Gelehrte waren, beobachtet worden, auch von einem Philosophen beobachtet wurde, der ein Physiker war. Wir wollen nicht behaupten, daß sich die Astronomen, durch das Stück über die Astronomie der Braminen, über den Verlust beyder Bemerkungen

des Durchgangs der Venus entschädigt halten können; aber alle andere Leser werden den Zufall als eine Art von Glück ansehen, welcher den Herrn le Gentil verhindert hat, den ersten Durchgang zu beobachten, und ohne welches alles, was sein Werk an interessanten Bemerkungen aller Arten enthält, für sie würde verloren gewesen seyn.

 III.

Lettres à M. D. B. (de Bure, libraire), sur la refutation du livre de l'Esprit, par I. I. Rousseau, avec quelques lettres de ces deux auteurs. In 12. de 48 pag. à Londres et à Paris, 1779.

Diese kleine Sammlung enthält zehn Briefe, wovon die beyden ersten vom H. L. Dutens sind, der sich durch verschiedene Werke auf eine vortheilhafte Art bekannt gemacht hat. „Es ist zwölf Jahre, sagt er, daß ich zu London die Bücher des J. J. Rousseau kaufte, die sich ohngefähr auf tausend Bände belaufen. Ein Exemplar vom Buche de l'Esprit, mit Anmerkungen auf dem Rande von Rousseaus eigener Hand, welches sich unter diesen Büchern befand, determinirte mich hauptsächlich, sie an mich zu kaufen; und Rousseau war entschlossen sie mir zu lassen, mit dem Beding, daß ich, so lang als er lebte, die Noten nicht bekannt machte, die ich in den Büchern finden möchte, die er mir verkaufte, und daß das Exemplar des Buchs de l'Esprit bey seinen Lebzeiten nicht aus meinen Händen käme. Es schien, er hatte unternommen, das Werk vom Helvetius zu widerlegen, hatte aber diesen Gedanken aufgegeben, sobald er sich verfolgt gesehen. Helvetius hatte gehört, daß ich im Besiz dieses Exemplars

Exemplars wäre, und ließ mir durch den berühmten Hume und einige andere Freunde den Antrag machen, ich möchte es ihm doch übersenden. Ich war durch mein Versprechen gebunden; ich stellte das dem Herrn Helvetius vor: er billigte meine Delikatesse, und schränkte sich bloß darauf ein, daß er mich durch einen Brief bat, ich möchte ihm bloß einige von den Anmerkungen ausziehen, die seinen Grundsätzen am meisten zuwider liefen, und ihm dieselben mittheilen; welches ich auch that. Er antwortete mir sogleich, um die Eindrücke wieder zu vertilgen, die, wie er nicht zweifelte, diese Noten auf meinen Verstand gemacht haben möchten, und kündigte mir mit dem nächsten Courier einen zweyten Brief an; aber der Tod raffte ihn 8 oder 10 Tage nach dem zweyten Briefe hinweg.“

Der Anmerkungen, von welchen hier die Rede ist, sind nur wenige; wir wollen einige davon anführen, bey welchen es uns nicht nöthig scheint, dem Urtheile des Lesers zuvorzukommen.

„Wir haben, sagt Helvetius, zwei Kräfte, oder, wenn ich so sagen darf, zwei leidende Mächte (puissances passives), deren Existenz allgemein und deutlich anerkannt ist. Die eine ist das Vermögen, die verschiedenen Einwirkungen, welche äußere Gegenstände auf uns machen, anzunehmen: man nennt dasselbe physische Empfindbarkeit. Die andere ist das Vermögen, den Eindruck, den diese Gegenstände auf uns gemacht haben, zu behalten: dieses nennt man Gedächtniß; und das Gedächtniß ist nichts anders als eine beständige, aber geschwächte Sensation.“ Mich dünkt, antwortet der Bürger von Genf, man müßte die bloß organischen und lokalen Eindrücke von den Eindrücken, welche das ganze Individuum reizen, unterscheiden: die ersten sind nur simple Sensationen, die andern

den sind Empfindungen. Und ein wenig weiter unten setzt er hinzu: Nem: das Gedächtniß ist das Vermögen sich der Sensation zu erinnern; aber die Sensation dauert, selbst geschwächt, nicht beständig fort.

„Das Gedächtniß kann, nach dem Helvetius, nichts seyn, als einer von den Organen der physischen Empfindbarkeit: das Wesen, welches in uns empfindet, muß nothwendig auch das Wesen seyn, welches sich erinnert; weil sich erinnern, wie ich beweisen will, eigentlich nichts ist, als empfinden.“ Ich weiß auch nicht, wie er das beweisen will, sagt Rousseau; aber ich weiß wohl, daß, den gegenwärtigen Gegenstand empfinden, und den abwesenden Gegenstand empfinden, zwei Wirkungen sind, deren Verschiedenheit wohl untersucht zu werden verdient.

„Wenn ich durch eine Folge meiner Ideen, fährt der Verfasser des Buchs de l'Esprit fort, oder durch die Erschütterung, welche gewisse Töne in dem Organ meines Ohrs verursachen, mich des Bilds der Eiche erinnere; so müssen nothwendig meine innern Organen sich bennähe in derselben Beschaffenheit befinden, in welcher sie sich bey dem Anblick dieser Eiche befanden: nun muß aber diese Beschaffenheit der Organen unwiderlegbar eine Sensation hervorbringen: es ist also klar, daß, sich erinnern, nichts anders ist, als empfinden.“ Ja, sagt Rousseau, Ihre innern Organen befinden sich in Wahrheit in der nämlichen Beschaffenheit, in welcher sie sich bey dem Anblick der Eiche befanden aber durch den Effekt einer sehr verschiedenen Operation, und was das anbetrifft, wenn Sie sagen, daß diese Beschaffenheit eine Sensation hervorbringen müsse, was nennen Sie denn eine Sensation? Wenn eine Sensation der Eindruck ist, der durch
den

den äußern Organ auf den innern Organ gewirkt worden, kann da wohl die Beschaffenheit des innern Organs für die nämliche gehalten werden, wenn die Beschaffenheit des äußern Organs fehlerhaft ist? Dieser Fehler allein ist hinreichend, die Erinnerung von der Sensation zu unterscheiden. Uebrigens ist es nicht wahr, daß die Beschaffenheit des innern Organs in dem Gedächtniß und in der Sensation die nämliche sey; ausserdem wäre es unmöglich die Erinnerung der Sensation von der Sensation zu unterscheiden: auch tetter sich der Verfasser hinter ein beynah; aber eine Beschaffenheit der Organen, die nur beynah die nämliche ist, muß nicht gerade die nämliche Wirkung hervorbringen. Bey den Worten des Helvetius: „Es ist also klar, daß, sich erinnern, nichts anders ist, als empfinden,“ schrieb der Philosoph von Genf folgende Anmerkung hinzu: Es ist dieser Unterschied dazwischen, daß das Gedächtniß eine ähnliche Sensation hervorbringt, und nicht die Empfindung, und noch dieser Unterschied, daß die Ursache nicht die nämliche ist.

• Wenn ich diesen Grundsatz annehme, sagt der Verfasser des Buchs de l'Esprit weiter, so sage ich ferner, daß in dem Vermögen, welches wir haben, die Aehnlichkeiten oder die Verschiedenheiten, die Gleichheiten oder die Ungleichheiten, welche zwischen den verschiedenen Gegenständen Statt finden, alle Wirkungen des Verstandes bestehen: nun ist aber dieses Vermögen nichts anders als die physische Empfindbarkeit selbst; folglich schränkt sich alles auf das Empfinden ein.“ Das ist lustig, versetzt sein Gegner. Nachdem der Verfasser so obenhin behauptet hat, daß wahrnehmen und vergleichen eine und eben dieselbe Sache sind, so schließt er mit großem Pomp: urtheilen ist empfinden. Der

Schluß scheint mir klar, aber es ist um das Vorhergehende zu thun.

Helvetius wiederholt nachher auf eine andere Art die Folgerung, die er aus dem nämlichen Grundsatz zieht: „Der Schluß dessen, was ich gesagt habe, ist, daß, wenn alle Worte verschiedener Sprachen nie etwas anders als Gegenstände bezeichnen, oder die Verhältnisse dieser Gegenstände mit uns oder unter sich, so besteht folglich der ganze Verstand in der Vergleichung sowohl unserer Sensationen als auch unserer Ideen, das heißt, in der Wahrnehmung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, der Gleichheiten und Ungleichheiten, die sie unter einander haben: da nun aber das Schließen nichts anders ist als dieser Wahrnehmung selbst, oder wenigstens der Ausdruck dieser Wahrnehmung, so folgt daraus, daß alle Wirkungen des Verstandes sich aufs Schließen einschränken.“ Die Gegenstände wahrnehmen, merkt Rousseau an, ist empfinden; die Verhältnisse wahrnehmen ist urtheilen.

Dieser Unterschied ist der stärkste Einwurf, den seine Anmerkungen enthalten; - Helvetius war in seinem zweiten und letzten Briefe an Herrn Dutens mit ihm darüber einig; er antwortete darauf nach den in seinem Buche festgesetzten Grundsätzen, welches betitelt ist: *De l'homme et de ses facultés intellectuelles*, welches damals (den 26. Nov. 1771) schon gemacht gewesen seyn soll, aber noch nicht gedruckt war, auf folgende Art:

„Untersucht, was die Seele in uns ist, wenn ihr den physischen Organ des Gedächtnisses, der durch einen Unfall, durch eine Apoplexie u. s. w. verdorben wird, davon absondert. Die Seele wird sich alsdenn auf die einzige Kraft zu empfinden eingeschränkt finden. Ohne Gedächtniß giebt es keinen Verstand; alle Wirkungen schränken sich also darauf ein, die Aehnlichkeit oder die Verschiedenheit, die Gleichheit oder die Ungleichheit, welche die Gegen-

Gegenstände unter einander und mit uns haben, einzusehen. Verstand setzt Vergleichung der Gegenstände voraus, und kein Vergleich kann ohne Gedächtniß geschehen; so waren auch die Musen, nach den Griechen, Töchter der Mnemosyne (des Gedächtnisses). Der Blödsinnige, den man auf die Thürschwelle setzt, ist bloß ein Mensch, der mehr oder minder des Organs des Gedächtnisses beraubt ist. Durch diese und noch viele andere Betrachtungen versichert, daß die Seele nicht der Verstand ist, weil ein Blödsinniger eine Seele hat, sieht man deutlich ein, daß die Seele in uns nichts weiter ist, als das Vermögen zu empfinden. Ich übergehe die Folgerungen aus diesem Grundsatz; man wird sie errathen.“

„Wenn ihr alle Wirkungen des Verstandes erklären wollt, so untersucht erst, was in physischen Gegenständen Schließen ist: ihr werdet sehen, daß jedes Urtheil oder jeder Schluß eine Vergleichung zwischen zweien oder mehreren Gegenständen voraus setzt. Aber was ist in diesem Fall vergleichen? Es ist wechselseitig sehen. Man legt mir zwey gelbe Bücher vor Augen; ich vergleiche sie, das heißt, ich betrachte sie wechselseitig; und wann ich sage, das eine ist dunkler als das andere, so sage ich, nach Newtons Beobachtung: das eine wirft weniger Strahlen von einer gewissen Art zurück, das heißt, mein Auge empfängt eine geringere Sensation, das heißt, es ist dunkler; aber das Urtheil ist nicht der Ausspruch der empfundenen Sensation. Was die Worte unserer Sprachen anbetrifft, welche, wenn ich so sagen darf, intellektuelle Ideen ausdrücken, vergleichen sind die Worte Kraft, Größe u. s. w., die nicht Ausdrücke einer physischen Substanz sind; so beweise ich (in dem Buche de l'Homme u. s. w.) daß diese Worte, und überhaupt alle diejenigen, die keinen von diesen Gegenständen ausdrücken, uns keine wirkliche Idee geben,

ben, und daß wir über diese Worte kein Urtheil fällen können, wenn wir sie nicht durch Anwendung auf diese oder jene Substanz physisch gemacht haben; daß diese Worte in unsern Sprachen das sind, was a und b in der Algebra sind, mit welchen sich unmöglich eine reelle Idee verbinden läßt, wenn sie nicht in Aequationen gebracht worden sind; so haben wir auch eine verschiedene Idee vom Wort Größe, nachdem wir es einer Fliege oder einem Elephanten anpassen.“

„Was das Vermögen anbetrifft, welches wir besitzen, Gegenstände unter einander zu vergleichen, so ist es leicht zu beweisen, daß dieses Vermögen nichts anders ist, als das Interesse selbst, welches wir haben, sie mit einander zu vergleichen, welches Interesse, wenn man es zergliedert, immer selbst zur physischen Essenz wird. Wenn es möglich wäre, daß wir keinem Leiden unterworfen wären, so würden wir nicht vergleichen, weil wir kein Interesse hätten zu vergleichen. Wenn übrigens alle unsere Begriffe, wie Locke beweiset, uns durch die Sinne zukommen, so geschieht es darum, weil wir nichts als Sinne haben: auf gleiche Art kann man auch alle abstrakte und collective Ideen auf bloße Sensationen zurückbringen.“

Die sechs Briefe von Rousseau an Herrn Dutens betreffen vorzüglich den Verkauf seiner Bücher: man findet in denselben einige ziemlich merkwürdige Particularitäten, und unter andern diese, die aus dem vierten Briefe gezogen ist, der von Wooten *) den 26 März 1767 geschrieben worden. Man weiß, daß Rousseau eine Pension vom König von England ausschlug, weil Hume sie ihm verschafft hatte. Er sagte hernach, daß er sie annehmen würde,

*) Ein Landgut des Herrn Davenport, eines Freundes von Herrn Hume, in welchem Rousseau eine Freystatt hatte.

würde, so fern er versichert seyn könnte, daß sie ihm von seiner Majestät mit freiem gutem Willen bewilliget worden wäre: Hume hat den General Conway, damaligen Staatssekretär, die Pension von hundert Louis d'or noch ein zweytesmal für Rousseau zu verlangen, und verbarg ihm, daß er der Stifter dieser neuen Wohlthat sey. „Ich erhielt den Auftrag, sagt Herr Dutens, dem Herrn Rousseau diese Nachricht zu hinterbringen; und erst nachdem ich sie ihm mitgetheilt hatte, erfuhr ich den Zug der Großmuth des Herrn Hume.“ Hier folgt die Antwort des Genöser Philosophen:

„Ich nehme die Gnadenbezeugung, womit es dem Könige mich zu beehren gefallt, und die ich so wenig zu erwarten Ursache hatte, so an, wie ich muß. Mit Vergnügen sehe ich in derselben, von Seiten des Herrn General Conway, Beweise einer Wohlgeogenheit, die ich mehr wünschte als hoffen durfte. Die Wirkung der Gunstbezeugungen des Regenten ist in England sonst nicht, durch diejenigen, die sie genießen, die Gunst des Publikums zu erhaschen. Wenn diese demohngeachtet diese Wirkung hätte, so könnte ich dieses Glück noch um so viel höher schätzen, je weniger ich es erwarten darf: denn man verzeiht bisweilen die Beleidigungen, die man empfangen hat, aber nie solche, die man zugesügt hat, und kein Haß ist unversöhnlicher, als der Haß von solchen Leuten, welche Unrecht gegen uns haben.“

Einen andern seine Briefe schließt er auf folgende Art: „Um bösen Leuten zu gefallen, müßte man ihnen gleichen; um diesen Preis mag ich ihre Gewogenheit nicht erkaufen.“

Wir dürfen nicht vergessen, das Publikum zu benachrichtigen, daß das Exemplar vom Buche de l'Esprit, welches die geschriebenen Anmerkungen von Rousseau enthält, wirklich in den Händen des Herrn de Bure, Buchhändlers zu Paris, auf dem Quai des Augustins, sich befindet.

IV.

La Comtesse d'Alibre, ou le Cri du sentiment, anecdote françoise. Par Mr. Loaisel de Treogate. In 8. à Paris 1779.

Der alte Ritter von Saint-Flour hatte sein Leben im Dienst zugebracht; durch sein Verdienst und durch seine Geburt zu den höchsten Stellen gerufen, hatte er in den subalternen Bedienungen geklopft; vergebens hatte er um Gnadenbezeugungen angehalten, die man ihm als Belohnungen schuldig war; er hatte sich gezwungen gesehen, sich auf das Dorf zurück zu begeben, das ihn hatte sehen geboren werden, und welches seinen Namen führte, wo ihm nicht mehr als zwölf Acker Landes übrig waren, die er mit seinen eignen Händen bearbeitete, und ein altes halb verfallenes Schloß, das ihm zur Freystatt diente. Er lebte daselbst in Dunkelheit und Elend mit Lucilien, seiner einzigen Tochter, deren ganzes Bestreben dahin gieng, ihn zu trösten, und ihm die Bürde des Lebens zu erleichtern; diese Tochter war für ihn ein Gegenstand der zärtlichsten Unruhe. Eine Tante hatte, während daß ihr Vater dem Staat diente, ihre Erziehung übernommen; sie hatte sie nicht ohne Kummer verlassen, als sie der Greis zu sich gerufen; sie verlor, mit Veränderung ihres Aufenthalts, die Gelegenheit den Ritter von Milcourt wieder zu sehen, dem ihr Herz den Vorzug vor andern gegeben hatte, und der es nicht wagte, sich zu Saint-Flour zu zeigen, weil ein alter Haß zwischen beyden Familien herrschte; mit geheimem Schmerz verließ sie den Ort, wo sie ihre Leidenschaft hatte entstehen sehen, wo sie alles daran erinnerte, wo sie tausend Gegenstände vor Augen fand, die sie über die Abwesenheit ihres Geliebten trösten

kräften konnten, wenn seine Pflichten ihn entfernten; denn er stand auch in Diensten. Das, was sie der Natur schuldig war, half ihr die Qualen der Liebe geduldiger ertragen; aber diese mußten sich gar bald vermehren. Der Graf von Alibre, Ollicier-general in französischen Diensten, welcher auf einem benachbarten Landgute lebte, jagte einmals in diesen Gegenden, und stieg vor St. Flour's Hause ab, der unter ihm gedient hatte, und seine Tochter nicht sehen konnte, ohne aufs sterblichste in sie verliebt zu werden. Diese Leidenschaft, welche über den Geiz, der ihn vormals beherrschte, die Oberhand gewonnen hatte, bewog ihn, um ihre Hand anzuhalten. Der alte Ritter sah in diesem Glück, welches sich für seine Tochter zeigte, nichts anders als eine Gelegenheit, sie in einem Stande zu versorgen, der ihrer würdig wäre. Mit Schmerz sah er das Erzittern, womit sie seinen Antrag anhörte: er wollte die Ursache davon wissen; seine Rärtlichkeit verdiente das ganze Zutrauen seiner Tochter; sie verheelte ihm den Zustand ihres Herzens nicht; er wurde davon gerührt. Die Furcht, Lucilien unglücklich zu machen, machte ihn entschlossen, den Vortheilen zu entsagen, die er sich von einer Verbindung mit dem Grafen von Alibre zu versprechen hatte; um sich von dem Verdruß zu befreien, sein Ohr gegen alle Bewerbungen zu verschließen, brachte er sie wieder zu ihrer Tante, und verschwand, nachdem er ihr einen Brief hinterlassen hatte, worinn er für ihr Glück den Himmel anflehte, in ihre Vereinigung mit Milcourt willigte, wenn er sie glücklich machen sollte, und ihr entdeckte, daß er sich einen Aufenthalt zu suchen gedächte, wo er seine Laufbahn beschließen wollte. Seine Abreise versetzt Lucilien in Unruhe; sie macht sich Vorwürfe, daß sie ihren Vater unglücklich mache; sie eilt ihm nach. Die Nacht hält sie nicht auf; sie läuft in seine alte Wohnung, wo er sich nicht hatte blicken lassen; sie sucht ihn überall in den benachbarten Gegenden, aber vergebens; ein neuer

Brief, den sie von ihm empfängt, beruhiget wohl einigermaßen ihre Verzweiflung, hält sie aber in ihrem Euchen nicht auf. Eines Tages kommt sie an ein benachbartes Schloß; durch den langen Weg, den sie gemacht, ermüdet, setzt sie sich nieder an dem Rande eines Feldes, um auszuruhen; ein alter Mann pflügt auf diesem Felde; er nähert sich; sie erkennt ihren Vater, der sich zu einem seiner alten Pächter geflüchtet hatte, wo er sich durch seine Arbeit sein Brod erwarb. Lucilie konnte diesen Anblick nicht ertragen; die Natur siegte über die Leidenschaft für Milcourt; sie willigt darein, sie verlangt den Grafen von Alibre zu heirathen, um ihren Vater dem Unglück zu entreißen. Diese Verbindung wurde bald geschlossen; hinter drein folgte die Neue; Herr von Saint-Flour ward es gewahr; er sah, was seiner Tochter das Opfer kostete, welches sie ihm gebracht hatte; der Kummer, den er darüber empfand, nützte ihn ins Grab. Lucilie, die nun ganz in Schmerzen versunken war, empfand jetzt erst das Schreckliche ihres Schicksals, da sie ihrem Vater nichts nützen konnte; das Andenken an Milcourt erschwerte es noch mehr; und die Ankunft dieses Geliebten, der sie mit Vorwürfen überhäufte, wogegen sie sich nicht rechtfertigen konnte, machte ihr Unglück vollkommen. Der Graf von Alibre war abwesend; alles begünstigte ihre geheimen Zusammenkünfte; sie hatten die Folgen, die sie, nach der Meinung des Verfassers, haben mußten. Die Gräfinn von Alibre wurde Mutter; sie brachte einen Sohn zur Welt; man brauchte alle mögliche Vorsicht, diese Begebenheit geheim zu halten; die Entfernung vom Grafen begünstigte sie; aber er hatte einen Spion bey seiner Gemahlinn; dieser entdeckte, was man ihm mit aller Mühe zu verbergen suchte; er meldet es ihrem Gemahl, der sich äußerst darüber entrüstet, sich in aller Eil auf sein Landgut begiebt, und sich mit der schrecklichsten Rache beschäftigt. Die Gräfinn wird mit ihrem Sohn in ein unterirdisches Gewölbe

wölbe eingesperret. Man verweigert ihr alle Nahrung; die sanftliche Grausamkeit ihres Gemahls hatte sie verurtheilt, das Kind zu essen, dem sie das Leben gegeben hatte, und hernach in dem Schrecken der Verzweiflung umzukommen, oder mit ihm in beängstigender Wuth zu sterben. Das unglückliche Kind erliegt bald unter den Quacken des Hungers. Die trostlose Mutter erwartet den Tod, und beklagt sich über sein langes Ausbleiben; indem öffnet sich einmahl ihr Gefängniß; ihr Geliebter tritt herein, der sie zu befreyen kömmt, nachdem er den Grafen von Alibre ermordet hat. Er bringt sie zu ihrer Tante, wo sie das Unglück, welches sie ausgestanden, nicht lange überlebt. Milcourt, der in Verzweiflung ist, wohnt ihrem Leichenbegängnisse bei, bringt die Nächte auf ihrem Grabe zu, läßt sie heimlich wieder ausgraben, auf sein Erbgut bringen, ihr in einem einsamen Wäldchen ein Grabmal errichten, wo er sich eine kleine Zelle bauen läßt, die er nicht mehr verläßt, und wo man ihn drey Monate nachher todt findet, das Grabmal seiner Geliebten noch mit seinen erstarrten Händen umarmend.

Dies ist der Inhalt dieses kleinen Romans. Ich hoffe, meine Leser werden daraus zur Gnüge erschen, daß er das gewöhnliche Gepräge der meisten neuern französischen Romane trägt, die sich selten über das Mittelmäßige schwingen, größtentheils aber gar unter dem Mittelmäßigen bleiben.



V.

Lettres sur l'Atlantide de Platon et sur l'ancienne histoire de l'Asie. Pour servir de suite aux Lettres sur l'Origine des Sciences, adressées à Mr. de Voltaire par Mr. Bailly. Prix 3 l. 12 s. à Londres et à Paris, 1779.

Diese Briefe waren zwar schon, wie der Verfasser im Vorbericht sagt, vor dem Tode des Herrn von Voltaire geschrieben, aber ihm noch nicht mitgetheilt worden. Voltaire schien überzeugt zu seyn, daß die Braminen, die uns so viele Dinge gelehrt haben, die Urheber der Philosophie und der Wissenschaften gewesen; der Verfasser dieses Werks aber hält sie nur für Depositarien, und nimmt an, daß ein unbekanntes Volk vor ihnen existirt habe, welches verloren gegangen, und von welchen sie Philosophie und Wissenschaften geerbt hätten. Dieses ist der Hauptgegenstand gegenwärtiger Briefe. Der Verfasser hatte schon vorher einige Briefe über diese Materie an den Herrn von Voltaire gerichtet, aber ihn nicht überzeugt. Sein vierter Brief aus Ferney, vom 27 Hornung 1777, gab dem Herrn Bailly Anlaß zu einer Fortsetzung, und hieraus entstand diese Sammlung. Ich will diesen Brief meinen Lesern hier mittheilen.

Ich will nicht mit Ihnen streiten; ich suche mich nur zu unterrichten. Ich bin ein alter Blinder, der Sie um den Weg fragt. Niemand ist fähiger als Sie, meine Ideen über die Brachmanen zu berichtigen. Ich erstaune, daß Niemand unter unsern Franzosen die Neugierde gehabt, zu Benarez die heilige Sprache zu erlernen, wie Hollwell und von Orv gethan haben.

1. Das Buch des Schastah, das ohngefähr vor 5000 Jahren geschrieben seyn soll, ist nicht erhaben genug, um uns glauben zu lassen, daß die Verfasser Genie und Kenntnisse hatten.

2. Ist es wohl wahr, daß die heutigen Braminen weder Wissenschaften noch Genie besitzen?

3. Wenn sie unter der Tyranney der Abkömmlinge von Tamerlan ausgeartet sind, ist das nicht eine natürliche Wirkung von dem, was wir in Rom und in Griechenland sehen?

4. Sollten Zoroaster und Pythagoras eine so lange Reise gemacht haben, sie um Rath zu befragen, wenn sie nicht den Ruf erleuchteter Männer gehabt hätten?

5. Sind nicht ihre drei Vicegötter oder Untergötter, Brama, Vitonou und Koutren, der Vilder, der Wiederhersteller, der Zerstörer, der Ursprung der drei Parzen?

Clotho colum retinet, Lachesis net, Atropos occat.

6. Ist nicht der Krieg des Moïsaor und der rebellischen Engel wider den Ewigen augenscheinlich das Model von dem Kriege des Briareus und der übrigen Riesen wider den Jupiter?

7. Ist es also nicht glaublich, daß diese Erfinder in ihrem schönen Clima auch die Astronomie erfunden hatten, weil sie diese Astronomie weit nöthiger hatten ihre Arbeiten und Festtage darnach einzurichten, als Fabeln, um die Menschen zu regieren?

8. Wenn eine fremde Nation Indien unterrichtet hat, sollten nicht zu Benarez noch einige Spuren von dieser alten Begebenheit übrig geblieben seyn? Die Herren Sollwell und von Or haben nichts davon gesagt.

9. Ich begreife wohl, daß es möglich ist, daß ein altes Volk die Indianer unterrichtet habe. Aber ist es
nicht

nicht erlaubt daran zu zweifeln, wenn man von diesem alten Volke keine weitere Nachricht hat?

Dies sind ohngefähr in kurzem meine Zweifel, die ich über die Philosophie der Brachmanen habe, und die ich Ihrer Entscheidung überlasse. Ich gestehe Ihnen, daß ich das System des Herrn Mairan über die innere Wärme der Erde, verglichen mit der Wärme, welche die Sonne im Sommer hervorbringt, nie gelesen habe. Ich war nur überzeugt, daß überall Feuer sey.

Ignis ubique latet, naturam amplectitur omnem,

Die Artischocken und die Spargel, die wir in diesem Jahre im Monat Januar, mitten unter Eis und Schnee, gegessen haben, und welche hervorgekommen sind, ohne daß ein einziger Sonnenstral sich darein gemischt, und ohne irgend ein künstliches Feuer, beweisen mir zur Genüge, daß die Erde eine sehr starke innerliche Wärme besitze. Was Sie in Ihrem neunten Briefe davon sagen, hat mich noch mehr belehrt, als mein Krautgarten.

Ihre beyden Bücher sind Schätze der tiefsten Gelehrsamkeit und der sinnreichsten Muthmaassungen, die mit einem sehr beredten Stil ausgeschmückt sind, wie er sich zu einem solchen Gegenstande schickt. Ich danke Ihnen besonders für Ihren letzten Band. Man wird mich für würdig halten, Sie zum Lehrmeister zu haben, weil Sie an mich Briefe richten, aus welchen sich die ganze Welt belehren kann. u. s. w.

Der alte Kranke von Ferney, Voltaire,

Puer centum annorum.“

Herr Bailly trägt ihm hierauf seine Meinung über die Atlantide in vierzehn Briefen vor, die aber hier in der Nummer der vorher an ihn gerichteten Briefe fortlaufen, nämlich vom eilften an bis zum vier und zwanzigsten. Er hält
Plato's

Plato's Erzählung für nichts weniger als eine Erfindung, sondern sucht die Existenz des atlantischen Volks so viel als möglich darzuthun. Er findet fünf Völker, die sich verloren haben, bringt sie aber unter zwey oder drey. Er breitet sich über die Feen und Peris, über die alten Perser und ihre Geschichte aus, und leitet ihren Ursprung aus Asien her. Hierauf läßt er sich in Betrachtungen über das Lokale der Tartarey und über seine Bevölkerung ein, handelt von den nordischen Sprachen und von den Gärten der Hesperiden, bestimmt sie, so wie die elisäischen Felder und den Tartarus, in Norden, und entdeckt auch in dieser Weltgegend das Vaterland der Atlanten. Es war dieß, nach dem Plutarch, die Insel Ogygien, die mit der Atlantide einerley ist. Nun sagt Plutarch, „die Insel Ogygien ist von England gegen Untergang des Sommers fünf Tagereisen zur See entfernt. Nahe bey dieser Insel befinden sich noch drey andere. In der einen sagen die Einwohner des Landes, daß Saturn darinn vom Jupiter gefangen gehalten worden. Der Herr der Götter setzte den Riesen Ogyges oder Briareus dahin, um seinen Vater zu bewachen, und überhaupt über diese Inseln und über das dranstoskende Meer, welches man das saturnische nennt, ein wachsames Auge zu haben. Das große feste Land, von welchem das große Meer auf allen Seiten eingeschlossen zu seyn scheint, ist ohngefähr 5000 Stadien von diesen Inseln und der Insel Ogygien entfernt. Eine Menge Flüsse stürzen sich in dieses Meer. Die Ufer des festen Landes, längs am Meer hin, sind bey einem großen Meerbusen bewohnt, der nicht kleiner ist, als der mäotische Sumpf, und dessen Mündung dem caspischen Meere gerade gegenüber ist.“ Diese vier Inseln wären der Beschreibung nach Island, Grönland, Spitzberg und Nova Zembla. Grönland und Spitzberg hängen vielleicht mit dem festen Lande zusammen, aber davon war Plutarch nicht unterrichtet. Was diese

Meynung

Meynung wider sich hat, ist die Kälte des nordischen Clima; man wird fragen, wie der Mensch da hat leben können. Diese Frage könnte man damit beantworten, daß der Mensch geduldig und biegsam sey; daß er das Aeußerste ertragen, daß er leben könne, wo andere Wesen unkommen würden. Wie aber, wenn wir das anzunehmen gar nicht nöthig hätten? wenn diese kalten unfruchtbaren öden Gegenden ehemals minder rauh, und fruchtbar gewesen, und nun ganz verändert wären? Diese Meynung gründet der Verfasser auf die sinnreiche Hypothese des Grafen von Buffon. Die Erde hat innere Wärme, welche verdunstet, und sich zerstreut; die heutige Erde verliert sie mit der Zeit, so wie wir, wenn wir alt werden, die Wärme verlieren, welche uns belebt. Das Eis eines Theils unsers Globus ist nichts anders als das Eis des Alters. Aber hat nicht das Blut dieses Greises, welches ist so langsam circulirt, ehemals in seinen Adern gekocht? Will man einwenden, Spitzberg und Grönland seyn ja gleichsam der Eis des Eises; so läßt sich darauf die Frage thun: hat denn die Natur das Eis geschaffen? Ist es nicht bloß gestandenes Wasser? Theile einer Materie, die kein Feuer mehr hat? Das geschmolzene Metall wird wieder hart im Schmelztiegel, wenn das Feuer aufhört, und die Wärme ihm fehlt: sein natürlicher Zustand ist Festigkeit. Eben so mit dem Wasser. Friedrich Martens fand zu Spitzberg sieben Eisberge von erstaunender Höhe. „Man nimmt wahr, sagt er, daß sie alle Tage größer werden.“ An den Gletschern der Schweiz macht man diese nämliche Bemerkung. Weil nun das Eis in verschiedenen Gegenden wächst, so hat es also einen Anfang gehabt. Dieses erste bleibende Eis, das die Wärme des Sommers nicht mehr ganz schmelzen konnte, rührte von einer innern Erkaltung der Erde her. Das Gleichgewicht der Jahreszeiten war in Unordnung gerathen, als der Winter mehr Macht bekommen hatte;
jedem

jeden Sommer nahm die Wärme ab; die Sonne konnte das Eis nie mehr ganz schmelzen; mit jedem Winter nahm es zu, und nach Jahrhunderten thürmte sichs auf zu Gebirgen.

Wenn wir diese Hypothese mit der Erkaltung der Erde annehmen, wie sie denn wohl annehmbar ist; so ist ja nicht unmöglich, daß die Beschaffenheit dieses Landes vormals ganz anders war, daß es einem Theil des Menschengeschlechts zum ersten Wohnplatz diente. Dieses sucht der Verfasser nach Möglichkeit darzuthun, und dann erweist er, wie es seinen Weg nach dem Aequator zu genommen.

Die Atlanten sind in Egypten erschienen: dahin haben sie nicht anders kommen können, als durch Asien; in Syrien, in Phrygien so wie in Egypten, haben sie den Gottesdienst der Sonne gestiftet: dieser Gottesdienst ist ein nördlicher Gottesdienst; sie sind nebst den Scythen, oder unter dem Namen Scythen, über den Caucasus gegangen. Die Perser sind von diesen Gebirgen hergekommen, und haben die Diven bekämpft, die nach ihnen haben herüber kommen wollen; sie führen fort das Feuer anzubeten, welcher Gottesdienst in einem warmen Lande seinen Ursprung wohl nicht haben konnte. Die Chineser sagen, sie seyen von Norden nach China gekommen; die Indianer erinnern sich noch der Gebirge, wo sie gewohnt haben, sie wallfahrten dahin. Von Osten nach Westen findet man eine Linie von Wällen oder Verschanzungen, welche Asien theilt, und seit undenklichen Zeiten existirt. Die Fabeln, welche den Griechen von den Egyptern und Phrygiern erzählt worden, rühren aus einer Quelle her, die beiden Völkern gemein ist; sie findet sich bey dem atlantischen Volke. Will man diese Fabeln auf ihre Quelle zurückführen, so muß man wieder über den Caucasus zurückkehren, über welchen die Atlanten hergekommen sind;
man

man muß sich nach Scythien begeben, wo Herkules bekannt gewesen. Herkules stammt von Norden her, er ist im Garten der Hesperiden gewesen, und die Griechen selbst bestimmen diesen Garten gegen Norden, in dem Lande der langen Nächte, wo sie auch den Tartarus und die elhsäische Felder suchen. Sie reden von jenen glückseligen Inseln, von den Inseln der Hyperboräer, wo der Gottesdienst der Sonne entstand, und von ihnen nach Syrien gebracht wurde. Diese Inseln befinden sich im nördlichen Asien; von daher wurden die Menschen nach dem festen Lande zu gezogen. Die Schiffahrt trägt das Gepräge eines nördlichen Ursprungs. Die Diven (Divi), welche die Perser so sehr gequält haben, sind unstreitig nur Insularen, sind keine andern als die Atlanten, welche zu verschiedenenmalen auszogen, und unter Anführung des Bacchus, des Osiris, des Herkules, des Acmon u. s. w. Asien überschwebten. Allen diesen Wahrscheinlichkeiten fügt Plutarch das ausdrückliche Zeugniß bey, daß die Insel Oargien keine andere sey als die atlantische Insel, oberhalb Asien und Europa. Aus allem dem sieht man deutlich, daß die alten Völker, die Chinesen, die Indianer, die Chaldäer und Perser einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Ueberall sieht man noch Spuren von alten Einrichtungen, welche von der Barbarey verunstaltet worden, und mit dem Nothe von Jahrhunderten bedeckt sind. Ueberall hat man das Gemälde der Unwissenheit, welche auf Erleuchtung folgt, und eines neuern Zustands, der sich auf eine ältere Beschaffenheit der Dinge gründet. Die Fabeln vom Phönix und vom Janus, so wie der Gottesdienst der Sonne und des Feuers, tragen das Gepräge nördlicher Himmelsstriche; das Getreide, welches die Menschen auf ihren Wandermaen mit sich genommen haben, das Getreide, von dem sie leben, ist unter diesen Himmelsstrichen von sich selbst entstanden; einige astronomische Wahrheiten scheinen einer mitternächtlichen

thern Breite anzugehören, als die Breite von China, von Indien, von Chaldäa ist, und nördlichern Ländern als dem Caucasus. Die Wissenschaften, die Sabeln, die Menschen sind von diesen Gebirgen herabgekommen. Aber das Volk, dem man so vieles zu danken hat, ist von der Oberfläche der Erde verschwunden, sein Name ist verloren gegangen, und die Geschichtsbücher melden nichts davon: aber die Wissenschaften rächen es an dieser Bergesenheit; man entdeckt Trümmern darunter, die mit ihrem Genie gestempelt sind, und ihr Daseyn bezeugen. Wir finden im hohen Alterthum fünf Völker, die sich verloren haben: die beyden Völker, von welchen Plato redet, und die bey den Säulen des Herkules gekriegt; die Divi und die Peri, welche um den Caucasus herum geschwärmt haben; endlich das von Herrn Pallas am Jethisea entdeckte Volk, welches vor der Erfindung des Eisens mit Instrumenten von Kupfer den Schooß der Erde untergraben hat.

Aus diesen Resultaten ist erweislich, daß eine ältere Beschaffenheit der Dinge den bekantten Völkern von China, von Indien, und von Persien vorhergegangen, daß diese Völker vom Caucasus herabgekommen sind, und daß diese ältere Verfassung jenseits der Gebirge existirt habe. Die Perser selbst versetzen auch die Divi und Peri über den Caucasus; die Geschichte läßt die Atlanten und ihre Heinde von den Inseln und den Ufern des Eismees kommen. Herr Pallas hat in den Gesilden der Tartaren Spuren von dem Volke der Tschoudes gefunden; die fünf ältesten Völker gehören also dem mitternächtlchen Theile der Erde zu.

Man trifft demnach, statt eines einzigen, welches wir suchten, fünf unbekantte Völker an; unter diesen muß man eine Auswahl zu machen suchen. Wir sehen, daß die Riesen, die Divi, welche das Schrecken von Asien

gewesen sind, dieses Schrecken dadurch verursacht haben; daß sie es gewagt, über die Gebirge herüber zu kommen. Wir sehen, daß die Atlanten herübergekommen, und schließen, daß diejenigen Völker, welche von Usurpatoren in ihren Besitztümern beunruhiget, oder gar aus ihnen verjagt worden, alle wilde Völker, die, vom Durst nach Reichthümern und Eroberungen herbeygeführt, sie mit Krieg überzogen und auf ihrem Marsch alles verwüestet; allzeit Niesen oder Divi genennt haben. Die Niesen, die Divi, die Atlanten, sind also vielleicht nur ein und ebendasselbe Volk, durch eine oder mehrere Wanderungen bekannt. Das Volk, welches die Atlanten bey den Säulen des Herkules angriff, ist vielleicht kein andres als die Peri, welche so lange von den Diven gequält worden sind. Die fünf Völker können also auf drey eingeschränkt werden: die Atlanten oder die Divi, die Peri, und das Volk der Tschoudes. Wir sehen, daß die Atlanten alle Geschichten oder Fabeln vom Saturn, vom Jupiter, vom Herkules, das Andenken an die Zeit der Aëra und des goldnen Zeitalters, das verlängerte Gericht nach dem Letzt, den Gedanken vom Tartarus und den elisäischen Feldern, die Allegorien von der Proserpina und vom Adonis, die sich auf die Abwesenheiten der Sonne beziehen, die Anbetung dieses Gestirns welche unter diesen Himmelsstrichen ihren Ursprung gehabt, wo diese Abwesenheiten vorzüglich Wünsche nach ihm erregen mußten, die Verehrung des Feuers, die durch die Kälte, welche die Menschen aus Norden verjagte, nothwendig geworden, mit nach Syrien und Egypten gebracht haben. Dieß sind die Stiftungen der Atlanten, dieß sind die Werke der Menschen, ehe sie sich vervollkommnet hatten; was aber das Fortschreiten der Künste und Wissenschaften anbelangt, so sehen wir zwar dieses Fortschreiten, wir sehen die Erfindungen, die uns zurückgeblieben sind, aber wir kennen die Urheber und Beförderer nicht so genau. Unstreitig sind sie

sie eines von diesen drey Völkern: welches? lassen wir unentschieden.

Die Atlanten, welche von einer Insel des Eismees herkommen, sind unstreitig jene Hyperboräer, die Bewohner einer Insel, von welchen uns die Griechen so viel erzählten; diese Hyperboräer hatten den lunisolarischen Kreislauf von 19 Jahren, den Meton nach Griechenland brachte, und von welchem er für den Erfinder gehalten wurde: dieß ist die Frucht einer Astronomie von größerer Vollkommenheit. Wenn von der andern Seite Zoroaster Persien erleuchtet, so benachrichtigen uns die Umstände seiner Erzählungen, daß er aus dem Clima von 49 Gradn kam. Es ist also schwer, das wahre Vaterland der Wissenschaften zu bestimmen. Aber es läßt sich das Vergangene nach dem Gegenwärtigen beurtheilen. Wenn Europa vernichtet wäre, so würde es die Nachkommenschaft als von Völkern zusammengesetzt ansehen können, die in den Sitten, in den Gewohnheiten, in der Sprache, und durch den Grad der Einsichten von einander verschieden waren; oder sie könnte alle diese europäischen Völker für ein einziges Volk nehmen, von dem die schönsten Einrichtungen und die größten Progressen in den Wissenschaften herrühren. Die Gegenstände vereinigen und vermischen sich in der Entfernung; dieß begegnet uns heut zu Tage, wenn wir unsern Blick in die entfernten Regionen des Alterthums wagen. Plutarch zeigt uns im Eismeer vier bewohnte Inseln; diese Inseln hatten verschiedene Völker; sie haben verschiedene Wanderungen veranlassen können. Die große Tartaren in dem festen Lande von Asien, welche zwischen dem Eismeer und dem Caucasus, zwischen Kamtschatka und Rußland liegt, ist beynabe so groß als ganz Europa. Obgleich in jenen alten Zeiten dieses große Land nicht ganz bewohnt war, so mußte es doch mehrere verschiedene Völker in sich enthalten; wir finden den Beweis hiervon in den alten Sprachen, die

man uns als alte angiebt. Wir haben die Zendische und Pelhvische, welche uns von den Persern aufbewahrt worden, das Sanscrit, welches noch bey den Indianern Statt findet, und die Sprache von Tangut, welche bis auf Sibirien gekommen. Diese Sprachen müssen verschiedenen Völkern zugehört haben. Herr Court de Gebelin erzählt uns eine Sache, die ich hier anführen muß. Die Buchstabenzeichen, die zu Persepolis gefunden worden, belaufen sich nicht über fünf, und man sieht, daß sie ebenmalls durch die Art, wie sie zusammengesetzt und gestellt werden, von einander verschieden sind. Eben so ist es mit den irländischen, die man Ogham nennt; sie bestehen nur in der fünfmal wiederholten Einheit, und ihr Werth verändert sich nach der Art, wie sie zusammengestellt sind. Sie haben viel Ähnlichkeit mit denen von Persepolis; die Striche, welche die Einheit vorstellen, sind perpendicular: die Koua von Sibi sind horizontale Linien; Leibnitz hat seine binarische Arithmetik darinn zu finden geglaubt. Die einen und die andern scheinen einer Zahlensprache zuzugehören, die sich auf fünf oder auf zwei Zahlen gründet: die eine ist von der Zahl der Finger an einer Hand hergenommen; die andere, welche nur zwei Zahlen braucht, ist eine Einschränkung und Vervollkommnung der erstern. Plutarch zeigt uns, daß pente auf griechisch fünf, und pembasastai vor Alters zählen bedeutete. Diese Wurzel pente scheint Asien anzugehören. In Indostan befindet sich eine Provinz genannt Pengab, die ihren Namen von den fünf Flüssen erhält, zwischen welchen sie liegt. Ohne Zweifel bedeutet das Wort gab oder ab so viel als Flüsse. Es ist ziemlich sonderbar, daß in dieser Sprache das ein syllbige Wort pen die nämliche Bedeutung hat, wie in der griechischen Sprache. Diese Analogien lassen vermuthen, daß die Wurzel pente und das Wort pembasastai aus den orientalischen Sprachen abstammen, und besonders aus der Zahlensprache, die aus der fünfmal wiederholten Einheit

heit bestand. Diese Zeichen, die uns auf den Ruinen von Perspolis aufbewahrt worden, erinnern uns, daß, nach der persischen Tradition, Estekar oder Perspolis von den Peri's der Zeit ihres Monarchen Gian-ben-Gian, erbaut worden. Diese Zahlensprache kann also das Werk der Peri's oder der Feen gewesen seyn. Diese Peri's sind die Vorfahren der Perser. Persien, welches die Morgenländer Fars nennen, wird in der Schrift Paras genannt; das kann bedeuten das Land der Feen oder ihrer Abkömmlinge. Zoroaster, der aus einem Clima von 49 Graden gekommen, hat, nach der Vermuthung des Verfassers, in zendischer und pelhvischer Sprache die Weisheit gelehrt und seine Bücher geschrieben; da er nun gekommen war die Völker zu erleuchten, so war er aus dem Lande des Lichts gekommen. Diese Breite, dieses Land ist zugleich der Ort, wo sich die Peri's bey dem Caucasus wider die Divi vertheidigt haben. Der Verf. meynt, das Zendische und Pelhvische sey die gewöhnliche Sprache dieser Völker gewesen, die fünf Einheiten aber ihre gelehrte Sprache; denn wenn eine kleine Zahl von Tönen die Armuth einer Sprache anzeige, so zeige eine kleine Anzahl von Zeichen, die hinreichend sind alle Töne auszudrücken, tiefe Combinationen und Untersuchungen an. Das Hanscrit, die Sprache von Tangut oder von Thibet müssen andern Nationen angehören. Untersucht und prüft man die Wissenschaften, so findet man, daß die Perser, die Indianer, die Einwohner von Siam, und selbst die Chineser, astronomische Tabellen gehabt haben, die für eine gewisse Genauigkeit ziemlich vervollkommenet waren; da sie sich aber auf verschiedene Elemente gründen, so zeigen sie verschiedentliche Untersuchungen an. Die Urheber dieser Sprachen und dieser Tabellen scheinen dem Verfasser das wahre Urvolk zu seyn. Er ist geneigt zu glauben, es sey dasjenige Volk, dessen Name Magog unsern neuern Sprachen die Worte Magus, Magie,

gie, Magister, Magistrat, Magnificenz, Magnanimität verschafft hat. Das Wissen, die Weisheit, die Macht, die Größe der Seele sind von dieser Wurzel Mag hergekommen, oder von dem Volke, dessen Name diese Ideen veranlaßt hat; alles Große wurde mit seinem Namen benannt: dieser Name ist in den Benennungen geblieben, die den Ackerbau angehen, welches die älteste unter allen Einrichtungen ist. Dieser Name führt uns auf jeden Ursprung zurück, zum Fuß der Vormauer von Magog, an die Breite von 49 Graden, an den Ort, wo die Peri's wohnten, wo die Tschoudes wohnten; welche drey Völker viel Aehnlichkeit mit einander haben. Haben sie aber ein System von Nationen ausgemacht, wie das europäische Volk? oder muß man mehrere Völker annehmen, dessen Sprache und Kenntnisse sich nach Dertern und Zeiten abgeändert haben, nachdem sie aus der Hauptstadt, wo sie unterrichtet worden, ausgezogen waren? — Dieß läßt der Verfasser unentschieden: beyde Systeme scheinen ihm möglich und wahrscheinlich zu seyn.

Man kann annehmen, daß die Atlanten, die Bewohner einer von den Inseln des Eismeers, vielleicht von Spitzberg *) das Reich des Uranus, des Hesperus, und des Atlas gesehen haben; das Königreich des Saturnus, welches gegen Occident gelegen gewesen, ist vielleicht Grönland, von dem man glaubt, daß es mit Spitzberg zusammenhängt. Da die Bevölkerung dieser Nationen zu stark wurde, und sie also nicht mehr Nahrungsmittel genug für sich hatten, fühlten sie die Nothwendigkeit, sich weiter auszubreiten; sie bauten Schiffe, wagten sich aufs Meer, begaben sich anfangs auf die kleinen be-

nach

*) In Spitzberg, welches gegen den 79 Grad der Breite liegt, ist die Sonne vier Monat lang abwesend; daraus sind vermuthlich die viermonatlichen Jahre entstanden, wovon der Verfasser in seiner Astronomie ancienne p. 104 redet.

nachbarten Inseln, und dann nach dem festen Lande von Asien. Der Meerbusen der Obj, der ihnen zu einer Freystatt wider Stürme und Ungewitter diente, war vielleicht das längste Ziel dieser Schiffahrten. Der Raum zwischen Spizberg und diesem Meerbusen betraf 5000 Stadien, oder ohngefähr 250 Stunden *); der glückliche Erfolg dieser Schiffahrt machte das Ziel interessant. Herkules setzte daselbst, wo er anlandete, zwei Säulen, das heißt, die entferntesten Gränzen dieser Gegenden, wohin jemals ein Sterblicher gelangt war **). Diese Colonie, welcher nichts im Wege stand sich so weit auszubreiten, als sie wollte, bevölkerte mit ihren Kindern den Raum zwischen der Obj und Jenisea; diese rückten nach und nach weiter vorwärts gegen die Quelle dieser Flüsse, indem sie ihren fruchtbaren Ufern nachgingen. Der Weg, der sie in dieses Land geführt hatte, blieb offen, und wenn die Bevölkerung der Inseln wieder einmal zu stark war, begaben sich abermals Colonien nach dem festen Lande zu. Diese Geschlechter waren sich zwar verwandt, aber nach hundertjährigen Trennungen mochten sie sich freylich nicht mehr erkennen; die Neuangekommenen waren Fremde, waren Feinde: man stritt um das Land. Daraus entstand der Krieg, von dem Plato redet, zwischen Völkern, die durch die Säulen des Herkules von einander getrennt waren.

Die Einwohner an der Obj und Jenisea, welche durch ein wärmeres Clima, und vorzüglich durch den

Ge 4

Ueber-

*) Von Spizberg bis zur Ergießung der Obj sind 10 Grade der Breite, welche, 500 Stadien auf den Grad, 5000 Stadien machen.

***) Gegen den 68 oder 70 Grad der Breite, und um den Meerbusen der Obj entstanden nach der Meinung des Verfassers die Fabeln vom Phdnix, Janus und Freja, welche eine Abwesenheit der Sonne von 65 Tagen voraussetzen.

Ueberfluß weichlicher geworden waren, zogen sich vor diesen neu angekommenen und durch das Bedürfniß kühn gewordenen Völker zurück, bis in die Gegenden von Krassnojart: dort untergruben sie die Erde, und hinterließen Spuren, welche Pallas entdeckt hat. Da sie immer von ihren Nachbarn geplagt wurden, welche, wie sie, weiter vorwärts rücken wollten, so wendeten sie sich nach dem caspischen Meer zu, und fanden in den Gebirgen des Caucasus und in den geräumigen Thälern seiner verschiedenen Ketten eine Freystatt. Ein Theil davon bevölkerte die Gebirge von Astracan, ein anderer das Land von Tangut. Alle diese Völker waren gegen Norden von den Gebirgen beschützt; sie besetzten die Wege, versperreten sie mit Thoren, und lebten ruhig. Nun bevölkerte sich die Breite von 49 Graden: dieß ist das Reich der Peri's, welches auf das Reich der Diven folgte; dieß sind die Zeiten des Gian-ben-Gian, des Monarchen der Feen; die Zeiten der Glückseligkeit und der Erleuchtung, die hernach durch Sabeln verschönert worden sind, weil sie vorüber waren, und man sich nach ihnen zurück sehnte. Damals konnten aus der Ur- und Muttersprache verschiedene Sprachen entstehen; damals wurde die Astronomie bearbeitet; man unternahm die Erde auszumessen; und die astronomischen Tabellen, welche von der Zeit in Ehren gehalten, und von den neuern Völkern Asiens aufbehalten worden, sind bis auf uns gekommen. Indessen hatten auch die Völker gegen Norden, welche von den Schranken des Caucasus aufgehalten worden waren, mit der Zeit ihre Zahl und ihre Kräfte vermehrt; sie belagerten Berge, sie wagten Angriffe; daher kam alsdenn der Krieg zwischen den Diven und Peri's.

Nachdem der Verfasser sein Volk so weit gebracht hat, führt er unter Anführung des Bacchus oder Osiris die Atlanten herben, welche das große Reich und das
 Wert

Werk der Wissenschaften in einem Augenblick zerstören *). Darum sagt Plato, welcher den Atheniensern schmeicheln wollte, wenn er ihre Abkunft von diesem Volke herleitete, daß ihre Vorfahren einer großen Macht, welche aus dem atlantischen Meere gekommen wäre, lange Widerstand geleistet hätten, daß aber hernach alle ihre Krieger in Zeit von einem Tag und einer Nacht umgekommen wären. Die Eroberung eines Reichs innerhalb vier und zwanzig Stunden ist etwas schnell; aber Plato war Poet, er hat die Begebenheit durch die Geschwindigkeit noch vergrößern wollen. Die Morgenländer haben noch das Andenken an diese Revolution: Eblis war von Gott gesandt, die Divi und die Peri zu zerstreuen und auszurotten; Eblis tödete ihren Monarchen Gian-ben-Gian in einem Haupttreffen. Bey den Völkern Asiens, welche zwey Wesen in der Natur annahmen, war Eblis der Teufel, der Ursprung alles Uebels; ist aber ein Eroberer, welcher die Ruhe der Völker beunruhiget, welcher eine große Nation zerstört, nicht der Urheber vieles Bösen? ist diese Allegorie nicht natürlich? Die Morgenländer sagen, was ist aus dem Volke des Gian-ben-Gian geworden? Sehr, was die Zeit daraus gemacht hat.

Einige Individuen entgingen der Zerstörung; dieß sind die Braminen, die sich in die Gebirge von Thibet flüchte-

Ge 5

*) Der Priester von Egypten, welcher wußte, daß die Griechen und Egypter in diesen Gegenden ihren Ursprung hatten, sagte zum Solon, indem er ihm diese Unternehmung der nordischen Völker erzählte: Der Stolz ihrer vereinigten Kräfte versuchte, sich euer Land, das unsrige, und alle Provinzen, von den Säulen des Herkules an, wo sie ihre Eroberungsucht begonnen, zu unterwerfen. Diese Barbaren sind wirklich durch einen Fluß, wo er sich ins Meer ergießt, hergekommen, welcher Ort der Ergießung des Flusses gleich ist, von welcher Plato redet, und welche einer Insel gegenüber liege, die Nova-Zembla seyn soll.

flüchteten, und daselbst verbargen; dieß ist Fohi, welcher in China das erste Licht verbreitete. Aber die Atlanten, welche die Scheidungslinie überschritten, und mit Gewalt herüber gedrungen waren, breiteten sich nach und nach immer mehr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, in Indien, Phönicien und Egypten aus. Indessen brachten die nordischen Himmelsstriche immer neue räuberische Völker hervor; die Stämme von Tatar und Mongol rüsteten sich zu neuen Eroberungen. Sie hatten Kriege mit den Königen von Persien; und da sie die Stelle und das Land der Diven einnahmen, vermischte man sie mit ihnen. Die alte Geschichte kennt die Tartaren nicht anders als unter diesem Namen. Giamschid und sein Volk verbreiteten sich gegen Mittag zu, gründeten das Reich von Persien, indessen Fohi und seine Nachfolger China aufklärten, und die Braminen vom Thibet herabstiegen, die Indianer zu unterrichten und ihnen das Sanscrit nebst den astronomischen Tabellen mitzutheilen, die Mr. le Gentil uns bekannt gemacht.

Von hier fängt sich nun die Epoche des neuern und bekannten Zustandes von Asien an.

Kurze Nachrichten.

I.

Jean Jacques Rousscau vangé par son amie, ou morale pratico - philosophico - encyclopedique des Coryphées de la Secte. Au temple de la verité. 1779.

Es gereicht Rousscau's Freunden zu nicht geringer Ehre, daß sie sich ihres verstorbenen Freundes so lebhaft annehmen, und ihn wider die von seinen Feinden aufgebürdeten Beschul-